Lieferung 1. Dritte Serie. 30 Nkr. oder 5 Sgr.



Prospect umstehend.

Ausgewählte Schriften

von

M. G. Saphir.

Dritte Serie

in circa 24 Lieferungen auf feinem Velinpapier à 30 kr. ö. W., oder 5 Sgr.

Saphir, der Fürst im Reiche des Humors, hat uns in seinen Schriften einen so reichen Schatz der anregendsten Lectüre hinterlassen, wie selten ein deutscher Dichter.

Die humoristischen Schriften, voll des blendendsten Witzes und der köstlichsten Laune, sind eine unerschöpfliche Unterhaltungsquelle und ein Sorgenbrecher in des Wortes bester Bedeutung, gleichwie seine lyrischen Dichtungen dem Besten angereiht werden können, was die deutsche Literatur hierin aufzuweisen hat.

Daß dieses **Urtheil** ein allgemeines ist, beweist das warme Interesse, welches den Werken **Saphir's** fortwährend entgegengebracht wird und seinen sprechendsten Ausdruck in dem wirklich riesigen Absatze findet.

Wenn wir bei Veranstaltung der II. **Serie** dieser Schriften noch nicht ganz sicher waren, ob diese die verdiente Aufnahme finden werde, so tragen wir jetzt, wo unsere Zweifel in der glänzendsten Weise widerlegt wurden, die volle Ueberzeugung in uns, daß die Herausgabe der

III. Serie von Saphir's Schriften,

allen Verehrern des Dichters ein hochwillkommenes Ereigniß sein, und gewiß auch dazu beitragen werde, demselben neue Freunde zu erringen.

Diese III. und letzte **Serie** wird sich den beiden vorangegangenen in jeder Weise würdig an die Seite stellen können und

M. G. Saphir's Schriften.

Cabinets-Ausgabe.

I

Ausgewählte Schriften.

Von

M. G. Saphir.

Dritte Serie.

Achte Auflage.

Erster Band.

Brünn, Wien und Leipzig.
Verlag von Fr. Karafiat.

Narren-Rede.

(Gelegenheitsgedicht.)

Die Narren, meine Freunde und Zuhörer, sind gar keine Narren, daß sie Narren sind! ja sie wären Narren, wenn sie keine Narren wären! Ich habe an den Narren ordentlich einen Narren gefressen, ich kann euch also Rechenschaft geben, wie ein solcher Narr schmeckt,, und ich kann euch versichern, daß ein gehörig zugerichteter Narr viel leichter zu ertragen und zu verdauen ist, als mancher Kluge. Der Staat geht auch mit Recht zärtlicher mit Narren um, als mit seinen Klugen. Hat ein Narr das Glück, daß sein Verdienst anerkannt wird, und dem wahren Narren entgeht das nie, so baut man ihm ein Narrenhaus, wie viel Kluge aber laufen nicht herum, wie viel perfect Kluge, und hat man ihnen je ein Klugenhaus gebaut? Früher hatte man Hofnarren, ist es je erhört worden, daß es Hofkluge gab?

Der Stein des Weisen hat schon viel Leute zu Narren gemacht, aber der Narrenstein (Lapis stultorum), oder die gebrannte Beifußkohle heilt und stillet Schmerzen. Wie viel muß ein Kluger reden,

bis man ihm glaubt er sei klug, ein Narr braucht nur zu schweigen und man glaubt er sei klug! Ich will lieber ein Narr werden, als ein Kluger, da man nur durch Schaden klug werden kann! Was giebt der Narr nicht alles vor! der Kluge hingegen giebt nach! O meine Freunde, laßt uns Narren sein, so lange wir noch klug genug dazu sind, es wird eine Zeit kommen, wo wir gerne Narren sein würden, allein es wird zu spät sein, wir werden nicht mehr Klugheit genug dazu haben. Wie glücklich sind die Narren, ihnen allen gefällt ihre Kappe, fragt aber unsere Weisen, ob ihnen ihre Kappe gefällt? o nein! dem Doctor gefällt sein Hut nicht, er möchte den Professorhut, dem Geistlichen gefällt sein Käppchen nicht, er möchte die Bischofsmütze haben, dem Cardinal gefällt sein Hut auch nicht, er möchte des Papstes Tiara haben. Wer ist also klüger, die Narren oder die Klugen? Narren reden die Wahrheit, das ist klug, daß sie die Wahrheit reden, weil sie Narren sind; ein Kluger aber wird sich hüten, so ein Narr zu sein, und die Wahrheit reden! Ein Narr macht hundert, und das ohne Katheder, ohne Vorlesung, ohne Anstellung, bloß durch reine Narrheit, durch exemplarische Narrheit; wie viel Kluge werden angestellt, als Doctoren und Professoren, ohne je noch einen Klugen zu machen! „Ein Narr kann mehr fragen, als sieben Weise beantworten!“ und sind di Fragen auch nicht klug, so sind sie doch frageweise,

und doch können sieben Weise sie auf keine Weise beantworten! „Narren haben mehr Glück als Recht," und da haben sie gerade Recht! sie sind keine solche Narren, daß sie Recht allein haben, da kämen sie an die Unrechten, es ist ein rechtes Glück, daß sie Glück haben! „Wenn die Narren kein Brod äßen, so würde das Korn sehr wohlfeil sein!" Nun aber ist das Korn sehr wohlfeil, ein Beweis, daß die Narren kein Brod essen; was essen sie denn, gar nichts etwa? ja Kuchen! Kuchen essen sie! welcher gescheidte Mensch wird also nicht lieber ein Narr sein, und Kuchen essen, als ein Kluger und Brod essen? „Narren soll man nicht auf Eier setzen!" Dieses Sprichwort hängt mit dem Vorigen zusammen, da die Narren Kuchen haben, so haben sie gewiß auch Küchlein, und wenn sie Küchlein haben, warum werden sie sich erst auf Eier setzen? Die Klugen hingegen sitzen beständig auf Eiern, denn sie brüten stets und sagen immer bedächtig „ei, ei!" Kaum aber hat der Kluge ein Ei, so will es klüger sein, als die Henne! das passirt den Narren nie! „Narren wachsen ohne Begießen." Seht aber die Klugen an, sie sind immer wie begossen und wachsen doch nicht; seht dafür die Narren an, wie schön sind sie gewachsen und blieben doch immer trocken!

O meine Freunde, noch mehrere der Vorzüge besitzen die Narren vor den Klugen! Seht einen Klugen an, wie selten findet er ein weibliches Wesen, das

eine Klugin sein will, aber jeder Narr findet sogleich seine Närrin! Der Kleidernarr findet eine Kleidernärrin, der Büchernarr eine Büchernärrin, der Weibernarr eine Männernärrin, der gute Narr eine gute Närrin, ja, der kleinste Narr findet noch immer sein liebes Närrchen. Es giebt eine Narrenliebe, aber keine Weisenliebe, und ist uns nicht ein Narrenseil lieber, als ein kluger Strick?! Laßt uns also Narren sein, meine Freunde, wenigstens an dem Tage Narren sein, an dem die Welt klug genug ist, die Narren Narren sein zu lassen. Der Fasching-dienstag naht heran, laßt diesen Dienstag sein einen Dienst-Tag und eine Dienst-Nacht für den Fasching, laßt uns zu Ehren des weisesten aller Narren, oder des närrischsten aller Weisen, dem Eulenspiegel zu Ehren, ein „Eulenspiegel-Fest" begehen, aber es soll sein lose und nicht fest, und doch eine lose Festlichkeit. Wir wollen festlich, wie die Spiegel zum Eulenspiegelfeste eilen, und da wir eine Tracht Narren sind, wollen wir auch in Narrentracht erscheinen. Wir wollen uns gegenseitig nichts aufmutzen, sondern jeder mutzt sich eine Mütze auf, und damit es narrhaft und nahrhaft zugleich sei, wollen wir die ganze Nacht zu Mittag essen, und wir wollen wohl weißlich und röthlich Weinen, bis wir den Himmel für eine einzige große Schlafmütze halten und bis uns die ganze Welt für einen Himmel halten wird, weil wir sternenvoll sein werden. Wir wollen den Abend als

närrische Kluge zusammen kommen, des Nachts als die klügsten Narren zusammen bleiben, und des Morgens auseinander gehen, ohne zu wissen, weder wo der Unterschied zwischen Narrheit und Weisheit, noch wo unsere Wohnung liegt.

Amen.

Die Buchsiederei,

oder:

Was kochen wir heute? was morgen?

Ein Kochbuch für verschiedene Schriftstellerstände, zum nützlichen Hausgebrauch an Sonn-, Feier- und Wochentagen; zum Zubereitungsbedarf aller literarischen Speisen, sowohl für die Fleisch- und Bratentage des Phantastisch-Romantischen, als für die Buß- und Fasttage des Wissenschaftlichen, nebst einem Titelspeisezettel, für ein-, zwei-, vier-, auch sechs-bändige Werke mit oder ohne „oder."

Ich weiß nicht, ob Frauenzimmer und Bücher schon verglichen worden sind. Mir scheinen sie sehr ähnlich zu sein, und da ich beide sehr liebe, und schon so ziemlich viel gelesen und — geliebt habe, sind mir diese Aehnlichkeiten sehr aufgefallen. Man höre! Ich sage, Mann höre, Weib aber halte ein wenig das Ohr zu. Das Mädchen ist eine Idylle, die Jungfrau eine Ode, das Weib ein didaktisches Epos und die Matrone der Epilog der Weiblichkeit; die Schönen sind die Pracht- und Velinausgaben von Ovid's Kunst zu lieben, und die Häßlichen der uncorrecte

Bürstenabzug eines Mausberger'schen Nachdrucks. Die Spröden gehören unter die Mährchen und Erzählungen, die Coquetten unter die periodischen Unterhaltungsschriften, die Eiteln unter die Modejournale, die Schwatzhaften unter die allgemeinen Repertoirs, die Verläumderischen unter Länder- und Völkerkunde, die Verträglichen unter Raritäten und Curiosa, die Treuen unter Anecdotenlesen, die Stillen zu den Wundern im Gebiete der Natur, die Zänkischen zu den Andachtsübungen frommer Christen, die Belesenen zu den Wörterbüchern und die Verschwenderischen endlich zu den Rechnungsfaulenzern. Die meisten Frauen haben auch, wie die meisten Bücher, mehr schwache, als starke Seiten, und bei Frauen und bei Büchern ist man nach den verbotenen am meisten lüstern. Bücher und Frauen sind sich auch noch darin ähnlich, daß, wenn sie von ihren Vätern nicht schön ausgestattet werden, sie trotz ihres Werthes doch schwer an den Mann zu bringen sind. Leihbibliotheken und Bordelle thun dem heiligen Ehestand und dem Buchhandel gleichen Eintrag. Das Gesicht ist beim Frauenzimmer das, was der Titel beim Buche ist; ist Gesicht und Titel schön, auffallend und prachtvoll, so ist das Werk bald verkauft; die meisten Jünglinge sehen nur auf das Gesicht, und nicht auf den Inhalt des Herzensbuchs. So macht es auch der Buchliebhaber; hat das Buch einen schönen Titel, er kauft's, ohne auf den Inhalt zu sehen. Der Titel eines Buches muß also

natürlich schön sein, oder gewaltsam durch Schminkmontur und andere Hilfstruppen und verbündete Mächte, zu einem schönen creirt werden, Alles, wie es, wenn man kurzsichtigen Sterblichen trauen darf, auch bei Frauen der Fall sein soll. Es kömmt also auf den Titel Alles an. Wir haben daher einige wenige Formulare aufgesetzt, nach dem jeder, der ein Werk zusammensiedet, wie man aus verschiedenen Ingredientien so etwas zusammen zu kochen pflegt, eine kleine Anleitung habe; denn bei der Schnelligkeit dieser Buchkocherei, wo man sich stets fragt: „Was kochen wir heute? was morgen?“ wäre es gar keine üble Speculation, wenn man Titelmacher, so wie Mehlspeismacher hätte. Ich errichte daher ein Gewölbe mit der Ueberschrift: „Hier sind alle Gattungen Titel um die billigsten Preise zu bekommen; auch werden Bestellungen auf größere Partien angenommen, welches aber die Herren Verfasser vierundzwanzig Stunden früher kund zu geben belieben mögen. Wer zehn Titel nimmt, bekommt einen gratis.“

Zur Musterkarte möchte ungefähr Folgendes dienen:

Titel-Musterkarte.

I. Für lyrische Assietten.

Seufzerbälge, gefüllt mit Schmetterlings- oder Silberbachschilfgelispel auf den Hesperidalen einer

Mondesfinsterniß. Ein Herzensangebinde für die Gönnerinnen lauer Thränen.

Trauerschleier, Thränenflöre, Dämmerungs-Guirlanden und Zwielicht-Mäntel für körperlose Seelen.

O! und Ach! oder zwei Selbstlauter aus dem ABC der Sphären. Ein Seufzerbüchlein für jeden Monat, mit dem Motto:

O Juni, Juli, Mai, April, August, September,
Ach October, November, Januar. Februar, März,
December.

Die schmollenden Blumenknösplein und die versöhnlichen Sommerfäden.

Christalla, Christallina oder „Christalle bedeuten Zähren," zweiter Theil von „Emilia Galotti" oder „Perlen bedeuten Thränen."

Das schluchzende Herz, ein Erinnerungsblümlein.

II. Für dramatische Pasteten.

Patroklus, der um Troja Geschleifte, von .... Mit griechischen Rossen.

Fünfhundert Nächte auf dem Chimborasso, dreiundachtzig Tage in Spaa, sechs Stunden in Abys-

synien und eine Minute im Monde; ein dramatisches Drama.

Herein! ein hausmachendes Theaterstück.

Europa, Asien, Afrika, Amerika und Australien in einem andern Welttheile, ein Localstück; NB. neu.

III. Für didaktische Gemüse.

Die Schnellfuhr, oder die Kunst: in drei Stunden ein guter Humorist zu werden, mit Jean Paul'schem Vorspann.

Die Mumie der Kunst in den Behausungen der Natur; eine ökonomische Poesie mit dem Motto:

Es wiegt, wie der Seiltänzer Ravel der Große,
Die Biene sich auf reifbekleidetem Moose.

Mogol der Kurze, oder die Kunst, auf Alles einen kurzen Reim zu machen, z. B.

O Natur!
Wie verlassen und einsam wandelt ein
Hungriger Sohn der ernsten Melpomene
Hier auf deiner göttlichen, doch leider nicht
Sättigenden Spur.

Ursprung der Ursprünge, Quell der Quellen und Brunnen der Cisternen, ein sicherer Zuführer in's Dunkel der Dunkelheiten.

Ist das Cis von Cicisbeo oder das Gis von Gingis-Chan in der deutschen oder italienischen Musik heimisch? Eine Untersuchung zum Wohlklange der Harmonie.

IV. Für vermischte Confecte.

Quae? qualis? quanta? oder Correspondissimus! Eine Anleitung, heimische Lügen in auswärtigen Zeitungen für wahr auszugeben, das Vaterländische herabzusetzen und mit vieler Geläufigkeit viel zu sprechen und nichts zu sagen.

Die präadamatischen und postadamatischen Theatercassen. Eine Original-Analyse zur Analektik der Theatercassen überhaupt, mit einigen Seitenhieben auf Cassastücke und Cassahelden.

Beweis, daß Shakespeare nicht Deutsch verstand.

Crachos los studos los cavalieros! oder Fingerzeige für angehende Schauspieler, in Hinsicht der Behandlung von Coulissen und Reitpferden.

Arsenal, Belvedere und Panorama der Katzbalgereien, ein Jahresgeschenk für Journalisten und Redacteurs!

Die Kunst, auch ohne Hülfe eines Arztes nicht alt zu werden, für Mädchen und Frauen.

Alles! Alles! Alles! ein unentbehrliches Buch für Alle! Alle! Alle!

Nach dieser Musterkarte müßte mein ganzes Titelmachergewölbe bestehen, und ich bin versichert, fleißig von Buchköchen und Köchinnen besucht zu werden.

Kleines ABC Büchlein
für große Schauspiel-Kinder.

Abgang.

Ein guter Abgang ist der beste Eingang in die Gunst der Gallerie. Das erste, was unsere Schauspieler in ihrer Rolle nachsehen, ist ihr Abgang; haben sie einen sogenannten guten, einen luftzersetzenden, lungenflügelaufspreizenden, hand- und fußabzappelnden Abgang, so hat das Werk des Dichters ihren Beifall, wo nicht, so heißt's: es ist nichts an der Rolle. Es giebt Schauspieler, die sich Abgänge einlegen, wie unsere Sängerinnen neuerer Zeit sich Arien einlegen. Sie ziehen nämlich, wie die Taschenspieler, die Worte wie Bänder aus ihrem Munde, und wenn die Rede zu Ende ist, so drehen sie sich um, als wollten sie abgehen, schreiten bis an die hintere Coulisse und kehren wieder um. Diese Abgänge nenne ich die wattirten Abgänge, es sind falsche Kunstwaden für Nichtkenner.

Abonnent

heißt ein guter Kerl, der in's Theater geht, wenn alte Sachen gegeben werden. Alles Gute und Neue

wird ihm aufgehoben, das heißt: es wird mit aufgehobenem Abonnement gegeben. Der witzige Castelli sagt: Abonnent heißt auch der Schauspieler, der auf eine Zeitschrift abonnirt und auf diese Weise eine viertel-, halb- oder ganzjährige Freundschaft mit dem Redacteur abschließt.

Action

heißt eigentlich Körper- oder Handsprache, damit sind aber unsere Schauspieler nicht zufrieden, weil sie mit der Sprache nicht zufrieden sind, sie sprechen nicht, sie brüllen, folglich wird die Action zum Handgebrüll! Sie machen aus der Kunst ein wirkliches Handwerk, sie wissen mit ihren zwei Händen so zu agiren, daß man glauben sollte, sie haben viere, sie agiren ihre Rolle à quatre mains allein herunter. So habe ich es von einem Schauspieler gesehen, daß er als Hauptmann Lindeck (im Herzogsbefehl) der, wie bekannt, nur eine Hand hat, bei den Worten: „ich habe nur eine Hand,“ die Hand vorstreckte, und dann bei den andern: „denn diese fehlt mir,“ die andere Hand hervorstreckte, um es recht deutlich zu machen, „diese Hand hier hab ich nicht!“

Affen

giebt es sehr viele in den Musentempeln, diese schauen den ersten Künstlern Alles ab, nämlich das Räuspern und Händereiben, den Verstand gucken sie aber nicht ab. Solche Affen gefallen sich sehr.

Affectation.

ist das Rauschgold des Gefühls, ein bloßer Scheinauslegekasten. Affectation verhält sich zum Affect, wie der Wahnsinn zum Sinn, es ist Wahneffect. Unsere jungen Musendamen bereichern ihre Kunsttoilette sehr mit den Affectationsbüchschen, sie streichen sich so zu sagen mit ihr an. Sie ist aber zum Glück eine Lügnerin, man glaubt ihr nichts; schwimmt sie in Thränen, so wissen wir, das sind Illuminationslämpchen, mit denen auf Allerhöchsten Befehl freiwillig beleuchtet wird; und tanzt sie vor Freude, so sehen wir, daß es ein einstudirter Eiertanz ist; kurz, Affectation ist ein löcheriger Mantel, durch welchen wir alle Höcker und Ueberbeine klar und deutlich durchschimmern sehen.

Auffassen.

Unter diesem Worte versteht die Kritik den Geist der Rolle. Die Schauspieler verstehen darunter die Coulissen, sie fassen dieselben auf und schleudern sie umher.

Actien.

Theateractien oder Musenobligationen, ein Product der neuern Zeit, des papiernen Directionen-Zeitalters. Ihr Cours hängt lediglich und allein von der Witterung ab. Ist nämlich die Witterung so rauh und unfreundlich, daß sich vermuthen läßt, diese und jene Sängerin, oder dieser und jener Sänger könne heute eine rauhe Kehle haben, so sinken die Actien u. s. f. Es läßt sich deßhalb erwarten, daß man

neue Actienbarometer erfinden wird, um sie in und auf Börsenhallen aufzuhängen, ungefähr nach folgendem Schema:

Schönes Wetter	pari
*) ganz schönes Wetter	95
trübes Wetter	84
stürmisch und ungünstig	50
außerordentliche Kälte, id est des Publicums	36
Gefrieren, id est des Unternehmens . .	—

und so fort. Ich wundere mich, daß es keine Freikäufer auf der Börse giebt, wie Freibillette im Theater. Solche Freikäufer nämlich sollen von der Actiengesellschaft zwanzig Actien bekommen, damit sollen sie gegenseitig auf der Börse Geschäfte machen, sie einander um hundertsechs bis hundertzwölf abkaufen; nach der Börse geben sie die Actien wieder ihren Eigenthümern zurück.

Alles

spielen verschiedene Schauspieler vortrefflich, die gar nichts gut spielen. Es sind die theatralischen passes par tout, man kann sie gewöhnlich nicht brauchen, aber zur Zeit der Noth sind sie kostbar. Solche Allesspieler und Nichtskenner sind die wahren Augenäpfel aller Directionen; schade, daß es Aepfel ohne Kern sind.

---

*) Ganz schönes Wetter ist für die Theateractien auch kein gutes Wetter, denn da machen die Stimmen Landpartien und die Theatercasse wird zur Wasserpartie.

Alte Mütter

giebt es in der Wirklichkeit nicht, jede Schauspielerin, die diese Rollen spielt, sagt, sie ist noch zu jung und es wäre ganz und gar ihr Fach nicht. Das Alter der Schauspielerinnen gehört auch zu den Directionsgeheimnissen. Am Mittage ihres Lebens, ungefähr zu dreißig Jahren, halten sie eine Siesta und machen ein Mittagsschläfchen, das zwanzig Jährchen dauert, sie erwachen, und sind plötzlich fünfzig Jahre alt.

Anonymus

ist ein Recensentenkerl, der sich vor Prügel fürchtet, übrigens ein unschädliches Thier. Er lobt den, der ihn zu einer Theaterpartie bittet, und schimpft den, der ihn nicht grüßt, oder der ihm aus Versehen auf das Hühnerauge trat. Der Lebenswandel eines solchen Anonymus ist zuweilen folgender: Er schreibt oder läßt ein Stückchen von sich aufführen, läuft dann als Pseudonymus in die Abendzeitung und lobt sich nach seiner vollen Ueberzeugung, citirt dann als Anonymus jene Recension in einer andern Zeitung, schreibt dann eine dritte in einer dritten u s. w. und erklärt in einer vierten bei seiner Ehre, er schreibe nie Recensionen.

Applaus

war früher nur in der einfachen Zahl gebräuchlich, weil er auch sehr einfach war, wer gut spielte, erhielt Applaus. Jetzt haben wir Applause. Schönheitsapplause, die der Figur der Schauspielerinnen gelten

und die bloß mit dem Naturpaß beschäftigt sind. Kleiderapplause, wenn eine Actrice in schönem Costüme erscheint; diesen Applaus bringen lustige Gesellen dem Schneider aus, die Dame dankt, vermuthlich hat sie es mit dem Schneider so abgemacht. Räthselapplause, wo der Zuschauer nicht errathen kann, was der Schauspieler eigentlich wollte, jeder denkt sich etwas anderes, und applaudirt eigentlich sich selbst, daß er dieß Räthsel lösete, der Schauspieler bedankt sich, dieß ist besonders bei stummen Rollen und Stellen der Fall. Actien- oder Familienapplaus, Dichter exerciren vor dem Stücke ein Regiment hohe Galleriezuschauer, bei welcher Stelle sie applaudiren sollen. Stehender Applaus, der von den auf einem Theater haftenden Freibilletten herrührt. Bier- oder Sonntagsapplaus, die froh erregten Kunst- und Dunstgemüther der oberen Region jubeln die Repräsentanten eines Karl Moor's, eines Jaromir's, eines Faust's heraus, und der bescheidene Künstler dankt für die würdige Anerkennung.

Trostrede an eine Witwe.

Endlich meine Liebe! lebe ich wieder auf, denn ich bin todt, und habe den Himmel gefunden, den du mir am Tage unserer Verlobung versprachst. Meinen letzten Willen kennst Du, es war der, Dein Mann zu werden. Seitdem hatte ich keinen Willen mehr; willst Du aber ein Testament, so verweise ich Dich an das alte Testament, in welchem es heißt: „Du (der Mann) sollst sie beherrschen." Als Du hinter meiner Leiche gingst, schienst Du mir liebenswürdiger als je, denn es war das erste Mal in Deinem Leben, daß Du mir folgtest; hast Du nicht Alles gethan, mir meinen Tod zu erleichtern? War ich es nicht durch Dich gewohnt, stets die Augen zuzudrücken? War ich nicht so sehr Dein Leben, daß mein Leben gar kein Leben war? Siehe, Du, die ich im Tode liebe, nur kurze Zeit ward es mir vergönnt an Deiner Seite zu sein, und auch dafür danke ich dem Ewigen! In deinem Besitz und Nichtbesitz lernte ich Himmel und Hölle kennen; es ist nun Zeit, daß ich auch die Erde kennen lerne. Ich gehe ein in das Reich der Todten und habe nur den einen Wunsch, daß Du mich da nie, o nie einholen möchtest. Mann und Weib sind ein Leib

und eine Seele; so ging es uns auch, denn ich war eigentlich gar nichts. Du warst Mann und Weib. Alles hab' ich Dir geopfert, ich hatte keinen Sinn mehr für Musik, denn Du machtest mich alle Harmonie vergessen; ich hatte keinen Sinn mehr für die Jagd, seitdem Du mich überzeugt, daß ich einen Bock geschossen; ich hatte keinen Sinn für die Dichtkunst mehr, denn ich fürchtete unsterblich zu werden! So lange ich lebte, lebte ich für Dich und war todt für mich; jetzt, da ich gestorben, lebe ich für mich und bin todt für Dich! Wie fühl' ich mich erleichtert! jetzt liegt blos ein Hügel auf meinem Herzen, früher lagen Berge auf demselben. Ach, meine geliebte Witwe, mein Leben und mein Tod! überlasse Dich dem Schmerze über meine ewige Ruhe nicht zu sehr, fasse Muth, sei ein Mann, wie ich es während meiner ganzen Ehe an Dir gewohnt war. Der Witwenstand ist auf Ehre der übelste Stand nicht; eine Dame von solchem Stande braucht oft große Standhaftigkeit, um nicht in einen Zustand zu gerathen, der unter andern Umständen der gesegnetste ist. Ich wünschte, daß ich Dir hätte mit meinem Beispiele vorangehen können, um Dich zu überzeugen, wie ein solcher Stand mit Fassung ertragen werden muß.

O, weine nicht! es ist ja Niemand im Zimmer und vor mir hast Du Dich ja nie genirt. Jetzt, da Du mir zum erstenmal ununterbrochen zuhörst, laß Dir alle Trostgründe sagen, die eine junge und

gefühlvolle Witwe aus dem Tode eines im Grabe geliebten Gatten noch schöpfen kann. Vier Jahre hast Du mir durch rastlose Unterhaltung das Leben verkürzt; Du hattest nur Augen für meine Schritte, nur Ohren, um den kleinsten Laut von meinen Lippen aufzufangen; Du hattest nur Thränen für mich. Du zeigtest der ganzen Welt ein heiteres Antlitz und nur an meinem Busen schüttetest Du Deine Wehklagen aus; Du warst für jeden Mann im Anzuge, so wie jeder Mann im Anzuge für Dich war, und nur für mich warst Du so nachlässig gekleidet, als ob ich selbst ein Kleid aus meinem Nachlaß wäre; der ganzen Welt schlossest Du das Herz auf, ich allein war der Glückliche, dem Du den Mund aufschlossest, und, ich Undankbarer! wie hab' ich Dir das gelohnt? Hab' ich Dir nicht immer durch mein Leben und Dasein den größten Aerger gemacht? Ja, erschrecke ich Dich nicht auch jetzt noch durch diese Worte aus dem Sarge, als ob ich ein Scheintodter wäre, oder als ob ich durchaus das letzte Wort haben müßte? O, stille deine Thränen, Du mein nachgelassenes Werk! der schwarze Einband wird Dich so schmücken, daß Du bald einen zweiten Verleger finden wirst! Wie ist mir selbst der Tod so lieb, wenn ich mich nur an Dich zurückerinnere! O schreie nicht, ich höre es ja nicht; wozu das ängstliche Herabbeugen auf meinen Leichnam, ob ich nicht wieder aufathme? Wozu das ungeduldige, schmerzliche Ent=

gegenharren der Todtengräber? Laß Dich von meinen offenstehenden Augen nicht täuschen; ich bleibe im Tode noch ein Ehemann und sehe mit offenen Augen nichts. Ueberlasse Dich der Trostlosigkeit nicht zu sehr, und rufe Dir den Tag zurück, an dem Dein kleiner Mops verschied; da hast Du noch herzlicher geweint, und gejammert, ich glaubte, Du würdest verzweifeln, doch vier nnd zwanzig Stunden darauf wähltest Du schon unter Dutzenden von Möpschen und Bologneserchen herum, und der gute Mops war rein vergessen. Und das war doch gar ein Mops, ich aber bin doch nur ein Ehemann! So lebe wohl! vergiß mich, und nimm, sobald es der Anstand erlaubt, einen andern Mann. Nur den nicht, an den Du gestern dachtest, als Du an meinem Sterbebette saßest, denn den liebtest Du in Vergleich mit Deinem noch lebenden Manne; da scheinen den Frauen alle andern Männer doppelt liebenswürdig. O glaube nicht, daß ich dein ewiges Witwenthum wünsche, ich besitze zu viel Nächstenliebe, um es nicht andern auch zu gönnen, daß sie schon auf Erden zum Himmel geläutert werden. Und willst Du meinem Wunsche nicht Folge leisten, so verbiete ich es Dir noch einmal zu heiraten; dann bin ich überzeugt, Du bist bald nicht mehr Witwe. Mit Deinem zweiten Manne wirst Du gewiß oft von mir sprechen, ihm tagtäglich meine Tugenden vorerzählen und mir dadurch beweisen, daß Dir Dein erster Mann im Grabe lieber ist, als Dein zweiter im Leben.

Sechs verschiedene Ohrfeigen

von sechs verschiedenen Händen durch mich selbst an mich selbst spedirt.

Ew. Wohlgeboren bin ich gezwungen, eine wohlconditionirte Ohrfeige zu übermachen, als ein schwaches Zeichen meiner Dankbarkeit dafür, daß Sie meine, unter dem Titel „Zebra" erschienenen Gedichte, in Ihrer Zeitschrift getadelt haben. So bescheiden ich bin, so weiß ich doch, daß meine Gedichte weder den Schiller'schen an Schwung, noch den Göthe'schen an Klarheit nachstehen, und bei aller Anspruchslosigkeit hätte ich doch mit Recht verlangen können, daß Sie gesagt hätten: Diese Zeugnisse eines Genies, die an lyrischer Fülle und poetischer Begeisterung in den neuesten Erzeugnissen des deutschen Parnasses riesig hervorragen, weisen dem ruhmvollen Verfasser einen Platz neben den ersten Sternen unseres Helikons an, u. s. w. Statt dessen sagten Sie: Dem Verfasser ist bei manchen Fehlern ein entschiedenes Talent nicht abzusprechen. Donner und Doria! Ich bin kein Talent, ich will keines sein! Ein Talent! Seh' einer her! Manche Fehler? Ei, ei! Hätten Sie

nicht sagen können: es findet sich zuweilen ein Flecken, aber es bleiben immer doch Sonnenflecken? Ich lese zwar Ihre Zeitschrift nicht, aber zufällig fiel mir gerade dieß Blatt in die Hände, und wenn mir auch an Ihrem Urtheil nichts liegt, so urtheilen doch nicht alle über Ihr Urtheil, so wie ich urtheile, und wenn ich Ihr Blatt auch nicht lese, so lesen es vielleicht doch einige Andere. Ich hätte Ihnen eine Recension über mein „Zebra" ohne Honorar geschickt; aber Sie sind gar kein ordentlicher Redacteur, Sie thun ja Alles selbst für Ihr Blatt. Pfui, schämen Sie sich! und ermessen Sie an dieser Ohrfeige den Lohn der Wahrheit.

Ergebenster u. s. w.

Quittung

über eine Ohrfeige, die ich von dem Zebra-Dichter als Entschädigung für „sein Talent" erhalten zu haben bescheinige.

Der Redacteur.

Zweite Ohrfeige, von der Hand eines Schauspielers.

Ew. Wohlgeboren empfangen hiermit einen Beweis meiner kräftigen Action, und den Wolken, den Winden, will ich's verkünden, daß sie's verbreiten nach allen Seiten! Wie? Ich hätte keinen göttlichen Genius in mir? Wie? Ich hätte keine allesüber-

flügelnde Phantasie? O Menschen, Menschen! Heuchlerische Krokodillenbrut! Ich hätte nicht selbst ein dichterisches Gemüth? Ich schaffte nicht selbst ein viel höheres Bild, als der Dichter uns vorzeichnet? Bosheit habe ich dulden gelernt, aber wenn die Kritik zur Wahrheit wird, wenn Unparteilichkeit die Feder führt, dann verwildere zum Tiger, lammherzige Geduld! Sie sagen bloß: ich wäre ein denkender Schauspieler. Zum Teufel auch! Das ist rein erlogen, ich bin kein Schauspieler und ich denke auch gar nicht; aber ich bin ein Künstler! Gottlob, die Kritik ist mein Publicum nicht. So viel Respect ich auch für jede mich lobende Recension habe, so sehr bin ich über jede tadelnde erhaben. Die übermachte Ohrfeige möge Sie belehren, daß ich den Dichter wohl zu fassen verstehe.

Ergebenster u. s. w.

Quittung

über eine Heldenohrfeige, die ich vom Schauspieler N. N. als Recompens des ihm zugemutheten Denkens richtig erhalten zu haben bescheinige.

Der Redacteur.

Dritte Ohrfeige, von der Hand einer Sängerin.

Euer Wohlgeboren belieben eine kleine Ohrfeige in Empfang zu nehmen, die Ihrer Wange die Co-

loratur beibringen soll, die Sie so sehr hassen. Das Portamento dieser Ohrfeige und der Ton, den sie hervorbringt, wird Sie überzeugen, daß ich auch eine ganze Stimme hervorzubringen im Stande bin, wenn Sie dafür empfänglich sein wollen. Meine große Gage giebt mir stolzes Bewußtsein genug, mich über Ihr strenges Urtheil, welches ich boshaft nenne, hinwegzusetzen. Ich kann nichts, als Sie bedauern! Was mache ich mir aus einem Kritiker? Ich habe an jedem Finger zehn hängen, die bereit sind, alle Augenblicke ein Meer von Dinte für mich zu verspritzen, und diese anhänglichen Anhänger werden Ihnen schon eines anhängen! Eigentlich ist es sehr albern von mir, mich darüber aufzuhalten; denn nie bin ich mehr applaudirt worden, als wenn Ihr fades und ungelesenes Blatt mich tadelte! Also finde ich Ihren Tadel nur lächerlich, aber nichts desto weniger verdienen Sie die beigefügte Ohrfeige dafür, daß Sie noch kein Sonnett auf mich schreiben.

Ergebenste u. s. w.

Quittung

über eine zarte Ohrfeige aus schönen Händen, welche ich für kein Sonnett richtig empfangen zu haben bescheinige. Ich reiche diesen schönen Händen schon im Voraus die andere Wange hin.

Der Redacteur.

Vierte Ohrfeige, von der Hand eines Lesers.

Euer Wohlgeboren kann ich nicht umhin, eine ausdrucksvolle Ohrfeige anbei zuzumitteln. Sie haben ja in Ihrem Blatte gar keine große Erzählung, mit denen man gewöhnlich am Anfang des Blattes dem Leser den Magen vollstopft, damit er hinterdrein nicht mehr viel verlange? Sie wissen gar nicht, was eine solche hübsch ausgewachsene, sieben Fuß hohe Erzählung für eine Wohlthat für den Redacteur ist! Es ist ordentlich, als hätte man für seine Leser ein Scheffel Klöse im Voraus auf einen Monat abgekocht, und brauchte dann in der Fütterungszeit nur immer ein Bischen Räthselschmalz, Kritiksalz und ein Paar Verse-Radieschen hinzuzufügen, und der Leser ist abgefüttert! Ja, auch an Räthseln und Charaden lassen Sie es fehlen!

Und geben Sie uns keine Charaden zu lösen,
Sind Sie am längsten Redacteur hier gewesen!

Also möge Sie diese Ohrfeige witziger und gewitzigter machen.

Ergebenster u. s. w.

Quittung

über eine Ohrfeige, die ich von einem Leser für Mangel an Charaden richtig erhalten zu haben bescheinige.

Der Redacteur.

Fünfte Ohrfeige, von der Hand einer Leserin.

Euer Wohlgeboren werden von der Hand eines Frauenzimmers eine wohlgemeinte Ohrfeige nicht übel nehmen. Ich liebe die Empfindsamkeit und dafür thut Ihr Blatt gar nichts. Keine Sentimentalität, keine Gemüthlichkeit, kein Gedicht an die Liebe, an die Schwermuth, an die Einsamkeit, an die Verzweiflung, an die Sehnsucht, an die Ferne, an den Fernen, an die Hoffnung! Nichts von Thränen und Klagen! Nicht einmal des Jahres einmal ein Gedicht an den Mond, der mich immer so sanft stimmt und den ich immer so liebe, daß ich erst gestern meinem Stubenmädchen zwei tüchtige Ohrfeigen gab, daß sie mir die Vorhänge zu früh herabließ. Was ich besonders liebe, ist ein murmelnder Bach; da denke ich immer an meinen ersten seligen Gatten! Auch ein Gedicht an die Lerche kann mich rühren, weil mein zweiter Gemahl an einem Gericht Leipziger Lerchen starb, und in den Hirtenliedern erinnere ich mich bei jedem Schaf an meinen dritten Mann; und über Alles gehen mir die Liebesgedichte zu Herzen, denn ach! wer einmal liebt, der liebt immer! Und Ihr Blatt liefert gar nichts für mein weiches Herz, nichts für mein gefühlvolles Herz, mit welchem ich die Ehre habe Ihnen beigeschlossene Ohrfeige anzubieten.

Ergebenste u. s. w.

Quittung

über eine gemüthliche Ohrfeige, die ich aus den Händen einer gemüthlichen Leserin für Unsentimentalität richtig erhalten zu haben bescheinige.

Der Redacteur.

Sechste Ohrfeige, von meiner eigenen Hand.

Euer Wohlgeboren bitte ich nicht zu zweifeln, daß die Ihnen hiermit applicirte Ohrfeige aus bloßer Freundschaft für Sie erfolgt. Seien Sie überzeugt, daß ich Sie hoch schätze, Ihren unübertrefflichen Witz liebe und Ihr Blatt als das beste aller Blätter halte. Aber Ihrem Blatt fehlt noch ein Blatt; ein Blatt, ohne dem es kaum wird bestehen können, nämlich: ein Blatt vor dem Munde. Sie singen Ihren Waldgesang so vom Blatte weg, das zeigt keinen Tact und es wird Ihnen deshalb zum Nesselblatte werden. Nehmen Sie also diese Ohrfeige als Erinnerung an das, was Sie sich selbst schuldig sind, gütigst an.

Ergebenster u. s. w.

Quittung

über eine wohlgemeinte Ohrfeige, die ich von einer mir sehr theueren Hand für zu wenig Mundblatt erhalten zu haben bescheinige.

Der Redacteur.

Gedankenjagd

nach

der kleinen Sylbe „lei".

Es giebt verschiedene Jäger und Jagden, die häufigsten sind die Glücksjäger, die seltensten die Glücksjagden. Ein Glücksjäger ist ein Mensch, stets gekleidet in dem grünen Jagdkleid der Hoffnung, stets auf der Fährte, nie am Ziel, beständig auf dem Anschlag, doch selten beim Treffen, stets schußfertig in den Revieren der Abenteuer herumstreifend, doch den Wald des Glückes vor lauter Speculationsbäumen nicht schauend. Nach diesen Glücksjägern kommen die Mädchenjäger.

Die Mädchenjäger sind die Hyänen der mädchenliebenden Welt; nicht aus Geschlechts- oder Liebeshunger jagen sie nach ihrer Beute, sondern blos aus böser Lust, ihnen das Herzblut auszusaugen und sie zu verlassen. Diese Jäger sind meistens Wildschützen und gehen in fremdes Gehege; es gehet ihnen meistens, wie Hamlet vom Speisen sagt: sie jagen nicht, sondern werden gejagt. Nun kommen die Neuigkeitsjäger; das sind Flur- und Feld-, Wald- und Wasser-, Thal-

und Bergschützen; sie gehen um ein eben flügge gewordenes Histörchen wie nach einer Wildente in's Wasser, und klettern himmelan eines Neuigkeits-Gemschens halber. Ihre Ohren sind ihre Vorstehhunde, ihr Mund der ewige Schnapphahn und ihre Zunge der stets geschäftige Ladestock. Sie laden ewig ein und schießen ewig aus, kein Pulverkörnchen irgend einer neuen Begebenheit darf über Nacht in ihrer Gehirn-schlüsselbüchse bleiben, sie drücken los und wär's in die blaue Luft, sie schnuppern immer und ewig auf der Spur und auf der Läufte jedes jungen Geschicht-häschens herum, und tragen jedes aufgepirschte Neuigkeitchen sogleich noch schweiß- und bluttriefend an die Börse, in das Caffeehaus, in's Theater oder auf Promenaden, in und auf diese Wildpretmärkte der Stadtgeschichten und schreien: kauft's schöne, frische Neuigkeiten! kauft's! u. s. w. Nun kommen die Anekdotenjäger. Das sind wahrhafte Freischützenschießer mit lauter fremden Kugeln, gegossen in den Wolfs- und Fuchsschluchten gewisser Cotterien; sie verschreiben sich dem T....., wenn nur zuweilen die siebente Kugel trifft. Manche Anekdotenjäger kommen mir wie Spieluhren vor, man weiß ordentlich im Gasthause, so und so spielt alle Tage von eins bis zwei, oder von sechs bis sieben der Herr so und so seine Anekdoten herab; haben diese Anekdoten-Spieluhren ein Thema erschöpft und man will sie noch fortspielen lassen, so schiebt man ihnen nur eine neue Walze unter. Man sieht

es ihnen ordentlich wie den Sandgläsern an, wie viel Anekdoten schon herausgelaufen sind, wie lange also ihr Anekdotenleben noch dauern kann; sind alle herabgeronnen, so füllen sie sich selbst mit dem Nämlichen und fangen wieder beim ersten an. Wem sein geistiges Leben lieb ist, der fliehe diese Witzquacksalber, die einem gleich ihre fertigen Recepte aufheften, gleich einem Mixturchen eintrichtern, und einem auf jedes gesprochene Wort ein Anekdotenpflaster aufkleben oder einen Bonmotsschröpfkopf auf den Nacken setzen. Diese Anekdotenjäger sind gewöhnlich Voyageurs für fremde Geschäftshäuser; mit eigenen Waaren handeln sie wenig, sondern sie nehmen Anekdoten, Bonmots auf Geschäft, auf Kundschaften, handeln, tauschen sie aus, waschen alt auf neu, treiben sich herum, packen ihre Waaren aus, wenn man auch zehnmal versichert: man brauche nichts. Diese Leute sind als Tischfreunde zuweilen gern gesehen als Aufsätze oder Zwischengerichte. Man kann nicht stets essen, auch nicht stets selbst reden; man zieht sie daher auf, sie spielen eine Weile ab, indessen sich der Gönner bei einem halben Lächeln die Zähne bequem stochern kann. Das Loos der Anekdotenjäger ist das der Spielkarten; ein Nobler spielt einmal mit ihnen, dann kommen sie schon als überspielt in Wein- und Bierhäuser. Eine ganz besondere Art Jäger gibt es in der Schriftstellerwelt, Lobjäger. Ein solcher geht in ein öffentliches Haus, und schiebt den Leuten Zeitungen unter, worin seine Sachen abgedruckt sind,

dreht das Gespräch gewaltsam darauf und spitzt die Ohren wie Schildwachen, ob kein Lob im Anzuge sei; er legt den Leuten wie den Hühnern erst die falschen Windeier seiner Beschiedenheit unter, damit sie ihre lobenden Eier dazu legen sollen. Und hat ein solcher Lobjäger gar kein Wild im Schuß, so jagt er sich selbst ganz komisch, d. h. er lobt sich selbst, bald anonym, bald pseudonym. Er läuft z. B. als literarisches Wild über dies Blatt; geschwind stellt er sich in ein anderes, und schießt auf sich selbst fürchterlich lobend los; dann läuft er noch als ein Dritter in ein drittes und erzählt, wie er als X. von Z. mit vielem Rechte wäre gelobt worden, er selbst als Y. könne dies Lob noch bestätigen. Diese Leutchen kommen mir vor wie gewisse Harlekine, die sich selbst unten abschneiden und oben ansetzen, um recht groß zu scheinen und doch stets klein bleiben. Doch ich komme vor lauter Jäger zu der Jagd nicht, und ich wollte doch eine Gedankenjagd nach der Sylbe „lei" machen. Es ist ein wundersames Sylbchen dieses „lei!" Es ist die moralische Holzverkleinerungsanstalt, der Wechselladen der Tugenden, die große Falschmünzerei der Empfindungen und der schlechte, verrenkte Kleinmacherdruck der Gefühle. Es hängt sich wie der Neid mit seinem Endschmutzgewicht an alles Große, um es herabzuziehen. Da ist Andacht, das hohe Lied aller Tugenden, der Augentrost in dem Garten Gottes, dieses süße Gefühl, beschwichtigend wie der

Arm der liebenden Mutter, erhebend, wie der Anblick der Tugend, beruhigend, wie der Gedanke an die Ewigkeit! Wo ist ein Gefühl dem gleich, mit dem man aufgelöst in weihevoller Inbrunst hinkniet an die Gottesstätte, das Herz erleichternd im wohlthätigen Genusse frommer Herzerhebung? Und nun kommt das Sylbchen „lei" wie ein Satan nachgeschlichen, hängt sich an diese Himmelstugend und zerrt sie als Andächtelei herab in den Staub. Was ist aus ihr geworden? ein Höllenaffenabdruck, die fratzenhafte Nachgeburt ihres entwürdigten Wesens! Die Andächtelei ist ein Falsarius des großen Wechsels auf die Ewigkeit; ein Schleich- und Schmuggelkünstler an den Zöllen des jenseitigen Lebens; ein falscher Spieler auf der langen Bank der Auferstehung! — Da ist die Liebe, die große heilige Frühlingsfeier des Daseins; das unsterbliche Gottheitstheil in menschlicher Brust, der Vorschein des ewigen Urlichtes, das Wiegengeschenk des Himmels beim ersten Werderuf der Erde! Wo ist eine Brust, in der du nicht die Goldhütten dir bauest? wo ist eine Seele, in der nicht das Hosianna deines Namens erschallt? Wo ist ein Herz, das sich zum heiligen Dom dir nicht wölbt? — Doch da ist schon das Sylbchen „lei", und verwandelt den Seraph der Liebe in das puppenartige Gliederweibchen: Liebelei, in das Schaukel- und Hutschespielzeug närrischer Kinder und kindischer Narren! Liebelei ist die Groteskpantomime auf das

ewig erhabene Programm der Liebe; der Himmel in ein Schminkbüchschen geschachtelt und in joux-joux flacons gegossen für die Toilette alter und coquetter Herzen; die Sonne zertrümmert, um mit ihrer ewigen Gluth die Lockenkämmchen und Kniebandhäkchen einer eitlen Empfindung zu übertünchen! — Da ist die Empfindung, die Morgengabe der Natur an ihren Bräutigam, den Menschen; die Zumittlerin aller reinen Genüsse; die Erzieherin unserer edelsten Freuden; die süße Gesellin auf dem Blumenraube in allen fünf Welttheilen unserer Sinne! Wo ist der Nomade, den du nicht leitest an den unsichtbaren Fäden deiner Gewalt? Wo ist der Troglodyte, dessen Seele du nicht erhellest mit deinem reinen Lichte? Wo ist der Dionys, dem du nicht das marmorne Herz beschleichst in den süßen Regungen seiner Menschlichkeit? — Doch, da ist schon das Sylbchen „lei" wieder; du wirst zur Empfindelei, aus dem großen Odem der Welt ein verzucktes Nervchenzittern der Affectation; die Carricatur deiner selbst; aus der strahlenklingenden Memnonssäule des innern Lebens ein Küchenfeuerhund und Hausbratenwender für die Schau- und Festgerichte eingeladener und fremder Gefühle! — Da ist die Vernunft, der Bürge für unseren Antheil an dem höheren Leben; der Cassaschein für unsere Unsterblichkeit; die Sternenmilchstraße von der Körper- zu der Geisterwelt! Husch, kommt die Sylbe „lei", und Vernünftelei sehen wir als rhachitisches Kind dieser

herrlichen Mutter mit den Doppelgliedern an uns heranfriechen! Vernünftelei ist der trockene Keuchhusten des Gehirns, die Kriebelkrankheit der Beurtheilungskraft und der bei schlechtester Verdauung sich oft einstellende Scheinappetit des Denkens! — Da ist der Witz, der goldene Kammerherrnschlüssel in den Kaisersälen geselliger Freuden, der Springbrunnen des Geistes, der stets emporsteigt, in tausend Farben niederstrahlt; die Stenographie des Denkens und die blitzschnelle Generalrevue aller Begriffe! Wo ist ein Cirkel, ein Ort, in dem der Witz nicht Ehrenbürger ist? Wo ein Ohr, in dem er nicht Gastfreundschaft genießt? wo eine Brust, die ihm den Triumpheinzug verweigert? — Doch da ist das Sylbchen „lei!" Hinweg mit dir: Witzelei! untergeschobenes Storchenei in diesem Straußenneste! Meth und Mussurrogat für Naphta und Aether! Witzelei ist der Eunuche in einem Gedankenserail, es gelüstet ihm nach ihnen, ohne sie deswegen benützen zu können!

So ist dies kleine Sylbchen „lei" Urheber großer Uebel. Vermeidet es, wo ihr es am Wege trefft; denn es läuft wie Schlingkraut um alle edle Gewächse hin.

Ein Wort zu seiner Zeit

über das

Hagestolziat.

Eines der schwerfälligsten Bleigewichte an den Schwingen unsers Säculums, eines der gravirendsten und bedeutendsten Symptome unseres kränkelnden Zeitalters, ist die immer mehr überhand nehmende Sucht zur Ehelosigkeit. Dieses, wie ein Krebsgeschwür, an dem gesunden Staatskörper und an der ganzen Menschheit nagende und fressende Uebel, entspringt augenscheinlich aus innerer Seelenverderbtheit, aus völliger Gefühllosigkeit gegen das wohlthätigste aller Sacramente, aus schmählicher Selbstsucht und aus gänzlicher Abstumpfung für alle Reize der gesetzlichen, bürgerlichen und Familienverkettung. Liebe und Ehe sind die zwei Cherubine, die mit beseligendem Fittig das menschliche Leben überflügeln, sie sind die zwei Herkulessäulen, auf die der weite, große Horizont des irdischen Glückes sich stützt, sie sind unser steter Zenith und Nadir, und die Dioscuren unsers Daseins. Aber nur die Liebe, die nach allen Höllenfahrten und Fegefeuerproben heißer Sinn=

lichkeit rein in das Himmelreich der Ehe eingeht, verdient Liebe in der wahren Bedeutung des Wortes (nach Werner: charitas) genannt zu werden. Alle anderen Schlag- und Nebenarten verdienen nicht den Namen Liebe, der wie ein Schöpfungshauch die Welt durchweht, den Würm an den Menschen, und den Menschen an den Engel knüpft, die das unsichtbare Band der Geister- und Körperwelt wob, kurz, verdienen nicht mit dem unschätzbaren großen Edelstein der Sprache: „Liebe“, bezeichnet zu werden, sie sind blos frivole Aufwallungen der Leidenschaftlichkeit, Aufgährungen des Geschlechtsschlackens.

Ein Hagestolz ist sowohl dem Staate, der Gesellschaft, als allen moralischen Cotterien ein hinderndes Ueberbein. Jeder einzelne Mensch steht nur durch seine Generation mit der Mitwelt, und durch diese mit der gesammten Menschheit in Verbindung; die Bande, die ihn von vorhinein an dieselbe schlangen, reißen oder lösen sich ab, andere werden locker, die meisten verschwinden ganz. Vater und Mutter sind nicht mehr, Geschwister entfernen, trennen sich, Verwandte verlassen uns, Freunde zerstreuen sich dahin und dorthin, werden erst lau, dann kalt. Was bindet dann noch den Vereinzelten, den Isolirten, an Staat und Pflicht, an Gesetz und Menschlichkeit? Das süße Band, das den Menschen an ein ihm geheiligtes weibliches Wesen bindet, erweitert sich im Kreise geliebter Kinder, schlingt und verzweigt sich von da um den

Nachbar und Mitgenossen, schickt seine Ranken, Liebe und Mittheilung suchend, durch den Ort und durch Stadt, von da durchs Land, und so in die Welt; er wird Gatte, Vater, Familienhaupt, Bürger, Staatsmitglied, Kosmopolit. Was erschütternd auf die Welt einwirkt, wirkt durch die sich mannigfach durchkreuzenden Canäle auch auf ihn, denn er ist Mitinteressent; die Gefahr, die dem Vaterlande droht, droht auch ihm; das Wohl und Weh des Ortes in dem er lebt, ist sein Wohl und Weh; das Unglück seines Nachbars, seines Mitgenossen rührt und ergreift ihn, da er den nämlichen Unfällen Preis gegeben. Vaterlandsliebe und reine Menschlichkeit sind die Springröhren, die aus der heilsamen und hellen Quelle der Ehe entspringen. Wer durch kein liebendes, ihm ganz eigenes, angetrautes Wesen an die Mitmenschheit, an die bürgerliche Gesellschaft gekettet ist, wird selten eifriger Bürger, noch selten eifriger Patriot sein. Wer wie eine Schnecke sein Alles blos in seiner eigenen theuren Person herumträgt, wer bei dem Brande der Stadt, bei der Bedrohung des Vaterlandes, nichts als seinen eigenen theuren Leib zu retten hat, wird schwerlich thätig zugreifen, den Brand zu löschen oder den Feind von den Grenzen zurück zu halten; denn mit der Rettung seines ihm allein theuren Ichs hat er schon Alles ihm Liebe und Theure gerettet.

Wer die Seligkeit nicht kennt, ein Weib mit keuscher Scham gegürtet und mit vestalischer Züch-

tigkeit im Busen sein zu nennen, alles was er denkt und fühlt, alles was er ist und hat, alles was er strebt und ringt, seines Herzens leisesten Schlag und seiner Pulse geheimstes Leben, kurz, die Summen seiner Freuden alle als Opferkranz der Gattin um das Haupt zu flechten; wer diese Seligkeit nicht ahnet, wird der die eheliche Glückseligkeit seines Nebenmenschen befördern helfen? Wird er mit heiliger Scheu vor dem Palladium alles irdischen Glücks eheliche Treue zurückzittern? — Wem die Wonne fremd ist, seine Söhne zur Frömmigkeit, zur Unschuld, zur Menschenliebe, zu thätigen, rüstigen und brauchbaren Männern zu erziehen, wird der etwas zur Beförderung der Erziehung thun, werden dem die gegenseitigen süßen Pflichten anderer Eltern und Kinder unverletzlich dünken? Wer die Wonne nie gekostet hat und nie kosten will, auf den züchtig verschämten Wangen seiner Tochter die Rosen seines Glückes aufblühen zu sehen, und in ihrem klaren unschuldsvollen Auge den heiteren Tiefhimmel seiner abgeblaßten Jugendzeit zu schauen, wird der sich's zur Sünde rechnen, die Lilie der Unschuld mit dem Brandhauche niederer Lüste zu verpesten, und in die Saat der Frommen das Teufelskorn der Sinnlichkeit zu legen? Ich sage: nein! nein! nein! und jeder Vernünftige und Erfahrene ruft mit mir: nein! nein!

Die Scheingründe und Deckmäntel, mit denen ein Hagestolz gewöhnlich seine Grundsätze beschönigt,

laufen immer entweder auf den Druck der Zeit, auf Verarmung u. s. w., oder auf die Verderbtheit der jetzigen weiblichen Jugend in moralischer und geistiger Hinsicht hinaus. Beide Entschuldigungen näher zu beleuchten und ihre Unzuläßigkeit darzuthun, dürfte nicht ganz schwer sein.

Wenn wir uns umsehen im Reiche der Hagestolzen, so werden wir gewahr, daß der größte Theil dieser Ehelosen aus wohlhabenden, sorg- und kummerlosen Menschen besteht, die blos aus lieber Bequemlichkeit im Cölibate leben, um durch die süße Sorge für Gattin und Familie nicht zu einer, ihnen lästigen Activität gezwungen zu werden. Wie wenig Hagestolze finden wir unter den wahrhaft Armen und Bedrängten, überhaupt in der niedern und arbeitsamen Classe! Der potencirte Bedarf potencirt auch ihre rastlose Thätigkeit, spornt sie zur Arbeit und würzt ihre ehelichen Freuden. Nur in den Wohnungen des Reichthums, dieses Vaters aller Egoisten, finden wir jene behaglichen Faullenzer, die voll Selbstheit sagen: Nun habe ich genug für mich, ich will die Last meiner Sorgen nicht vermehren, um nicht noch für ein fremdes oder mehrere fremde Geschöpfe arbeiten zu müssen! Schon daß sie durch den Besitz ihres Mammons alle Genußkelche des Lebens vollauf leeren können, daß sie ihre Sinnlichkeit zu jeder Minute betäuben und sich im Schlamme verbuhlter Besitzungen herumwälzen können, stumpft sie für edlere Bedürfnisse, für

das Bedürfniß der Ehe, für das Bedürfniß züchtiger und keuscher Umarmungen, für das Bedürfniß herzlicher Mittheilung und häuslicher Wonne ab. Mangel und Armuth sind also sehr selten die Beweggründe des Hagestolzismus. Eben so unbefriedigend ist der andere Grund, Verbildung, schiefe Erziehung und übertriebene Luxuriosität der jetzigen weiblichen Jugend.

Ich wälze einen großen Theil dieser Schuld auf das männliche Geschlecht zurück; die in unserem Zeitalter vorherrschende Arroganz, Selbstheit, Frivolität und Verflachung der männlichen Jugend, ja so zu sagen, ihre geistige Entmannung ist die Urquelle der weiblichen Untugenden und Fehler.

Es giebt Männer, die sich beifallen lassen, zu sagen: das weibliche Geschlecht bedürfe keiner weiteren Erziehung und Ausbildung, als die in der Küche und Speisekammer, am Waschtroge und Nähtische. Zu dieser Ansicht kann nur Mangel an Verstand verleiten. Unwissenheit, Seelenrohheit, Blödsinn u. s. w., sind meistens die Ursachen, warum blos Eitelkeit, Modesucht und Coquetterie dem schönen Geschlechte mehr sind, als Herzensgüte, Frömmigkeit und Bescheidenheit. Dieß fällt auch blos auf die männliche Jugend zurück, die in der Art, wie sie sich an Toiletten und Nähtischen benimmt, wie sie um die Gunst, um die Hand und um das Herz eines Mädchens wirbt, es deutlich genug zu erkennen giebt, daß sie selbst weder Achtung

noch Sinn für den Werth höherer Weiblichkeit, für den Reiz stiller Tugend, für den Zauber geistiger Anmuth und für die süßen Vorzüge häuslicher Zurückgezogenheit besitzt, noch dasselbe von dem Ideale ihrer augenblicklichen Anbetung fordern könne oder wolle.

Lächerlich, thöricht und inconsequent ist es, wenn sich der Jüngling wie eine Miederpuppe bei seiner Salage einfindet, gekräuselt und gesalbt, sie mit faden Schmeicheleien bethört, ihre körperliche Schönheit als seinen einzigen Götzen betrachtet, sie mit Plattituden und Fanfaronaden unterhält, ihre Neigung durch Geschenke, Spazierfahrten, Bonbons u. s. w. zu erhalten sucht, und hinterdrein verlangt, sie sollte auf alles das verzichten, und bloß für sein ausgehülstes „Ich" — welches sie doch früher gar nicht zu Gesichte bekam — leben und da sein!

Aus was besteht das Auxiliarcorps unserer Jünglinge, wenn sie im Sturmschritt gegen ein weibliches Herz marschiren? Englischen Fracks — goldenen Uhrketten — weißen Strohhüten — Schnurr- und Backenbärten — Nachtmusiken — Bällen — Cavalcaden — Walzern — Radmänteln — steifen Halsbinden u. s. w. Wer kann es dann den Mädchen verdenken, wenn sie ihrerseits ein eben so bedeutendes Hilfscorps entgegenstellen, als z. B. echte Shawls lange Leiber — Schottische Mäntel — Eau de Cologne — Schmachtlocken — Lorgnetten — Gruppirungen — Ecossaisen u. s. w.

Die immer mehr überhand nehmende Bildung und Genialität, oder eigentlich die edle Unverschämtheit und Zudringlichkeit unserer Jünglinge, ist das erste Princip der Zerstörung aller Frauenwürde. Diese pestartige, alle Sittlichkeit zermalmende und vergiftende Rohheit und Nichtachtung gegen das schöne Geschlecht, die jetzt unter den Zierbengeln, Tagsrittern und Modepostillons Ton ist, muß und wird das Uebel noch ärger machen und allen Sinn für Weiblichkeit verflüchtigen. Bei dem es Mode ist, ein Weib verächtlich zu behandeln, bei dem herrscht Unsittlichkeit, und unzüchtige Laster hecken verderbliche Brut in seinem entarteten Innern, und wo es schon Ton ist, selbst die äußeren Ehren- und Achtungsbezeugnisse außer Acht zu setzen, da hat die Verderbtheit den höchsten Gipfel erreicht.

Nach allem diesen kommen wir wieder auf den ersten Punkt zurück, daß das Hagestolziat nichts ist, als eine verdammliche Selbstsucht, eine der Gesellschaft, der Menschheit und dem Staate gleich schädliche Untugend. Und wie verkümmert lebt nicht ein Hagestolz an und für sich, und wie lächerlich wird er zuletzt seinen Mitmenschen! Denkt einen fünfzigjährigen jungen Jüngling, der aussieht wie das Geschlechtsregister der Familie Langeweile, der täglich um 7 Uhr, 30 Minuten und 2 Secunden die lieben Aeuglein aufschließt, mit den lieben Pantöffelchen bis 10 Uhr herumklappert, dann sein Süppchen schlürft, dann ein Stünd-

chen ausschleicht, Nachmittags ein Schläfchen hält, Abends ein Spielchen macht, Nachts ein Schälchen Thee trinkt, und dann an der Seite eines Möpschens einschnarcht. Ist das nicht ein reizendes Bild? Aber so wie die gütige und weise Vorsicht jeder Untugend ihre Strafe beifügt, so wird jeder Hagestolz von einem Hausübel gepeinigt, und dieses Uebel trägt den Namen „Haushälterin!“ Es ist ein wahrer Triumph für alle Frauen, einen solchen verknöcherten und verkümmerten Jüngling unter dem hochnothpeinlichen Halsgericht einer solchen Haus- und Taschentyrannin zappeln zu sehen!

Gedanken über Gedanken.

Wir lesen heut zu Tage Aphorismen, Papilloten, Fidibus, hypochondrische Splitter, Ein- und Ausfälle u. s. w.; wir lesen Gedankenspäne u. s. w., aber wenig Gedanken! und nun sogar Gedanken über Gedanken! d. h. über keine Gedanken, oder auch keine Gedanken über keine Gedanken, also ein in einandergeschachteltes Gedanken-Nichts, Nichts über Nichts!

Ein sublimer Gedanke; ein gemeiner Gedanke; ein glücklicher Gedanke; ein roher Gedanke; ein Weltgürtelgedanke; ein Spießbürgergedanke! was heißt das? was bedeutet das heut zu Tage? Crispin brandschatzt alle Schriftsteller und hängt ihre Lappen für eigene Mache aus, es heißt: ein neuer Gedanke! Ich schöpfe aus den Quellen der Natur, der Leser glaubt den Gedanken selbst gehabt zu haben: „ein alter Gedanke!" Crispin sagt: ein Mädchen, das die Heloise liest und bei „Kabale und Liebe" Thränen vergießt, muß eine treffliche Gattin werden; „ein sublimer Gedanke!" Ich untersuche erst ihren Knochenbau, ob er den Gesetzen der Gattin und Mutter entspricht; „ein roher Gedanke!" Crispin schickt ihr zu ihrem Ge-

burtstage einen candirten Löwen, den Amor an einem Zuckerfaden leitet, mit der Inschrift: L'amour et la gloire; „ein glänzender Gedanke." Ich sende ihr Nähnadeln, Fingerhut, Stopfholz und Scheerchen mit den Worten: Reichsinsignien häuslichen Glücks; „ein roher Gedanke!" Crispin sagt: ich muß meine Kinder zu Kosmopoliten, zu Kraftgeistern, zu Welterschütterern erziehen; „ein Weltgürtel-Gedanke!" Ich sage: ich werde meine Kinder der Tugend, der Religion, dem Vaterlande und dem — Handwerke erziehen; „ein spießbürgerlicher Gedanke." Cidli sagt: der Gedanke geht mir nicht aus dem Kopfe; sie meint nämlich die Spitzenhaube ihrer Nachbarin, ist also eine Spitzenhaube auch ein Gedanke? — Mida sagt: was ich in Gedanken habe, nascht mir die Katze nicht; sie hat einen schmucken Fähndrich in Gedanken; ist also ein schmucker Fähndrich auch ein Gedanke? — Alcindor sagt: „andere Schranken, andere Gedanken!" Hier war's ein Kammerkätzchen, dort ein Milchmädchen; sind also Kammerkätzchen und Milchmädchen auch Gedanken? — — Selma sagt: der Gedanke verfolgt mich unaufhörlich! Sie spricht von einem arabischen Tuche; ist also ein arabisches Tuch auch ein Gedanke?

J. sitzt in Gedanken, X. reitet auf sonderbaren Gedanken, Z. fährt ein Gedanke durch den Kopf; also giebt es sitzende, berittene und fahrende Gedanken. „Gedanken sind zollfrei!" Schlechte Redensart; der Mund ist das Gedanken-Mauthhaus, am Zungen-

schlagbaum wird abgezollt; wer überpascht, wird bestraft. Man stößt sich den Kopf an, man macht dumme Streiche, wie entschuldigt man es? Es geschah in Gedanken! Der ist in Gedanken eingeschlafen! Man kann wohl über, aber nicht in Gedanken einschlafen. „Viel Denken macht Kopfweh; wer denkt wohl weniger und hat mehr Kopfweh, als das schöne Geschlecht? „Die Gedanken nehmen ihm den Kopf ein.“ O, der Kopf muß die Gedanken einnehmen, und nicht die Gedanken den Kopf. „Gedacht, gethan!“ Das heißt, gar nichts gedacht und hineingeplumpst. „Das Mädchen macht sich allerlei Gedanken;“ allerlei Haubenmuster und allerlei Heirathsplane, allerlei Stickmuster und allerlei Tanzpartien heißen hier allerlei Gedanken.

So spricht man heut zu Tage von Gedanken, so liest man Gedanken ohne Gedanken, ja, so schreibt man Gedanken ohne Gedanken über Gedanken ohne Gedanken! Was soll man sich also von allen diesen Gedanken, die eigentlich keine Gedanken sind für Gedanken machen, die ja Gedanken sein sollen? Doch der Leser liest Gedanken mit oder ohne Gedanken, selbst in Gedanken — mit oder ohne Gedanken — und legt die „Gedanken über Gedanken“ weg, den Kopf voll von Gedanken — ohne Gedanken —!

Verschiedene fromme Wünsche

verschiedener armer Teufel.

I.

Ich bin ein armer Teufel, aber weder ein Luftteufel noch ein Bosheitsteufel, weder ein Teufel des Geizes, noch ein Liebesteufel, weder ein hinkender, noch ein höllischer Teufel, sondern ein armer Leseteufel, der, wenn er hört, daß irgend Jemand flucht: „Hol der Teufel dieses oder jenes Buch!" auch sogleich da ist und es wirklich holt. Ja, fehlt irgend Jemandem von meinen Bekannten ein Buch oder eine Zeitung, so schreit er: „Dieses Buch oder diese Zeitung ist schon wieder beim Teufel!" Diese finden sich aber bei mir, folglich bin ich ein wahrer Buch- und Zeitungsteufel, aber ein armer, das heißt einer, der sich kein Bücherserail anschaffen kann, um sie nicht zu genießen, sondern einer, der ordentlich nach einem Buche jagen muß, um es zu erobern, dann aber mit aller Liebeskraft eines glühenden Schäfers über die Schöne herfällt. Mit den Zeitungen geht es einem armen Leseteufel schon besser; da sind Conditoreien die Rettungsanstalten oder die Rumfordsche Zeitungs-

suppenanstalt für arme Lesehungrige; aber eben hier muß ich zu Nutz und Frommen mehrerer armen Leseteufel einen frommen Wunsch äußern, in Betreff eines großen Conditoreiübels, und dies ist der buchstabirende Zeitungsleser!

Es ist zum Rasendwerden, wenn ein sothaner Zeitungsleser sich durch eine Tasse Caffee das Recht erkauft, zwei bis drei Stunden Leseproben und Buchstabirexercitien zu halten. Man pränumerirt ein Blatt; es ist in den Händen dieser Buchstabirzünftler, die wie Lesefaulthiere eine Ewigkeit brauchen, bis sie von einem Blatte auf das andere kommen; man sitzt auf dem Nadelspitzensessel der Ungeduld und sieht ihren langsam vorrückenden Zeigefingern und Deuthölzern nach. Pechschwer rückt der Finger vor; schon will man die Langverhaftete befreien; da dreht er das Blatt wieder um und macht Anstalt, einen vergessenen Artikel da capo nachzubuchstabiren. Wie muß da einem armen Schnell-Leseteufel zu Muthe sein? Es wird daher jeder meinen Wunsch billigen, in jeder Conditorei ein Nebencabinet für Buchstabirer errichtet zu sehen, in welchem sie an den gestrigen Zeitungen die edle Buchstabirkunst à leur aise treiben könnten, oder aber im schlimmsten Falle mögen ihnen die Mittag- oder Mitternachtstunden angewiesen werden, damit andere ehrliche Leser auch an's Brett, d. h. an's Zeitungsbrett kommen mögen.

II.

Ich bin ein armer Teufel, d. h., wie Du, mein geneigter Leser, wohl wissen wirst, ein Mensch, nach dem sich Niemand umschaut, aber ich bin auch ein solcher armer Teufel, der sich nach Niemanden umschaut. Ich schaue blos mit Gottesfurcht hinan zum Himmel, mit Liebe hinauf zu meinem Monarchen, mit Zärtlichkeit hinüber zu meinem schönen Fenster-vis-à-vis, mit Fröhlichkeit hinein in das schäumende Glas und mit ruhiger Gläubigkeit hinab in das mich über kurz oder lang umfassende Grab. Umschauen aber mag ich mich nun einmal nicht; ich schaue g'rad'aus! Desto ärgerlicher muß es aber einem gerad'aussehenden armen Teufel sein, wenn er von gewissen umschauenden Blicken angewetterleuchtet wird. Gewiß ist es jedem meiner Leser schon arrivirt, daß er einmal unter den frechen Blicken gewisser Leute stand, die in diese Blicke alles hineinlegen, was Unverschämtheit, verbunden mit Rohheit, nur hervorbringen kann. Es wäre daher mein frommer Wunsch, ein eigenes Gericht für ähnliche Blicke niederzusetzen, indem sie eben so, wie andere Behelligungen das gesellige Leben zerstören. Ich könnte ordentliche Naturpässe dieser Blicke angeben, die so verächtlich sie an und für sich sind, doch wie eine Dachtraufe, den Geduldstein aushöhlen. Liegt denn nicht in der frechen Gaffmanier, wie einen eine gewisse Gilde von hirnlosen Jungen anglotzt, eine mit Schwabacher Lettern

geschriebene Injurie? Und würde nicht ein Tribunal, das diese Augeninjurie züchtigt, eine wahre Wohlthätigkeitsanstalt für friedliche Menschen sein?

III.

Ich bin ein armer Teufel, ergo habe ich außerordentlichen Respect vor Gelehrten, Künstlern, Dichtern, Compositeuren, Malern, Schauspielern und Recensenten. Wäre ich ein reicher Teufel, ich hieße diese Leute alle „Kerls" und könnte sie nicht schmecken, aber als mitarmer Teufel liebe ich sie; nur habe ich wieder einen frommen Wunsch an Recensenten, ad vocem Künstler. Ich habe neulich die Theaternotizen einiger Blätter ausgezählt, und siehe da! auf jede Zeile kam eine Künstlerin, ein halber Künstler und dritthalb Kunstgebilde! Ich ging gläubig und fromm und sah mich um unter den Söhnen und Töchtern des Landes der Kunst und:

> Wie wenig, ach! hat sich entfaltet,
> Und dies Wenige wie klein und karg.

O Kunst und Künstler! Die Hutschemännchen unserer Theater-Recensenten! Die falschen Schaumünzen, die sie bei ihrer papiernen Krönung mit vollen Händen ausstreuen! Ich hege also den frommen Wunsch, daß nicht mehr als dreizehn Künstler auf ein Dutzend gehen mögen, daß die Recensenten etwas kärger mit diesem Namen umsprängen, damit

der Künstler sich nicht schäme, einen Namen zu führen, der schon zum Gattungsnamen aller Coulissenreißer und stentorstimmiger Lungengiganten herabgesunken ist.

IV.

Ich bin ein armer Teufel, der gerne lacht, aber ich lache nicht gerne in's Fäustchen, sondern hell auf; ich lache nicht gerne über Jemanden, sondern mit Jemanden, und so ein Freund ich von Lachen bin, so zerreißt doch jedes Odoardo-Gelächter mein Herz. Aber es gibt noch ein Gelächter, das mir die Brust zerschneidet und das ist das Gelächter über Zweideutigkeiten in Gegenwart von Frauen und Kindern. Ich hege daher zum Frommen mehrerer ähnlicher armer Teufel den gewiß frommen Wunsch, die oft sehr zweideutigen Extemporationen auf manchen Bühnen wenigstens nicht laut zu belachen und zu beklatschen. Es begnüge sich Jeder, der Gefallen daran findet, seine Freude geheim zu halten und im Stillen seine Billigung zu geben. Dieser Wunsch liegt mir mehr als alle andern am Herzen, und ich bitte sehr darum. Man bedenke, wie viel reine Seelen, wie viel unbefleckte Gemüther in einem Theater sind, denen der obscöne Sinn verloren ginge, wenn nicht der Applaus einer solchen an sich schon rügenswerthen Equivoque dieselbe aufmerksam machte und vielleicht den ersten trüben Anhauch auf das Glas der Kindlichkeit und Unschuld brächte. Ich beschwöre Euch, unterlaßt we-

nigstens das laute Applaudiren, da Ihr doch vielleicht selbst ein schuldloses Weib, eine reine Braut, eine unbefleckte Schwester oder eine unentweihte Blume der Jugend in diese Hallen führt, an deren Seelenadel und Reinheit Euer eigenes Glück geknüpft ist. Und ist denn nicht jedes „Bravo“, das bei ähnlichen Stellen Euren Lippen entflieht, ein ausgesprochenes Geständniß, daß Euer befleckter Sinn jedem Unkeuschen ein Echo giebt?

Den lauten Markt mag Momus unterhalten,
Ein edler Sinn liebt edlere Gestalten.

Die Taschen-Familie.

Die Familie der Taschen ist die allerälteste, einflußreichste, bedeutendste und angesehenste im menschlichen Leben; es ist kein Ort in der cultivirten und uncultivirten Welt, an dem nicht ein Mitglied dieser Familie lebt und die größte Achtung genießt. Ja man kann sagen, diese Familie regiert die Welt, sie verleiht Ehren und Aemter, sie ertheilt Doctorhüte, sie adelt Bürgerliche, sie avancirt Cadetten, sie befördert Referendare, sie creirt Professoren, sie stiftet Ehen, sie erobert Herzen, sie verführt die Unschuld, sie giebt Dispensationen, sie legt in Ketten, sie befreit Gefangene, sie macht Dummköpfe klug, sie macht Stumme beredsam, sie verschönert die Häßlichen, sie verjüngt das Alter, sie glättet die Runzeln, sie gründet Museen, sie pachtet Theater, — kurz wo nur irgend etwas Erhebliches geschieht, hat ein Glied dieser Familie die Hand im Spiele. Ein jedes Mitglied dieser erlauchten Familie hat sein eigenes Departement, in welchem es seine Regierung bekundet. Die erste Person ist die

Brusttasche, oder die Finanzministerin des Weltalls! Sie schließt den Reim auf „Welt" in sich

ein, und ist daher der ewige Endreim des Lebens. Wenn diese Tasche nur recht weit und voll ist, darf die Brust noch so eng und leer sein, kann man sich doch brüsten und in die Brust werfen! Nur derjenige, der viel auf der Brust hat, darf frei von der Brust weg reden! Die Papierblätter der Brusttasche sind die wahren Brustthееblätter gegen das Husten der Verlegenheit und gegen die Heiserkeit der Stimme der Wahrheit. Wer solche Blätter in der Brusttasche hat, nimmt kein Blatt vor den Mund. Ein solches Blatt mit Ziffern ist ein ordentliches Zifferblatt, nach dem man immer sieht, um zu wissen, was an der Zeit sei, es verschafft Stern und Titel und wird zum Stern- und Titelblatt, nicht in Kupfer, sondern in Gold gestochen. Es ist eine characteristische Eigenheit der Brusttasche, daß sie eine entschiedene Vorliebe für leere Köpfe hat; sie wirft sich ihnen an den Kopf, wie die schönsten Frauen sich an dumme Männer hängen, um die Alleinherrschaft zu führen. Wenn ich einen solchen hochgeachteten leeren Kopf mit voller Brusttasche begegne, lasse ich immer voll Trauer meinen eigenen Kopf bis an meine eigene leere Brusttasche sinken, welches der leere Kopf für ein Compliment hält! Nach der Brusttasche spielt die

Brieftasche oder die Ministerin der innern und äußern Angelegenheiten, eine Hauptrolle. Bei den Damen ist sie das Kammergericht der Herzenskammern, bei Verliebten der Hafen und Stapelplatz aller ein-

und auslaufenden Liebesbriefe und der Trophäensaal erbeuteter Locken und Schleifen; bei Ehemännern die Familiengruft für das Bild der in ihrer Liebe längst verstorbenen Gattin; bei Börsen-Speculanten die Logarithmentafel des leidigen Differentialismus; bei Dichtern das Reisebesteck der Gedanken; bei Zeichnern der Taschendieb der Physiognomien; bei Spielern die Fischmarktrechnung von gestern und bei Witzigen das Feldbett plötzlicher Einfälle. Nach der Brieftasche kömmt die

Posttasche, die Gesandtin des Gedanken-Freistaats. In ihrem Staate herrscht Toleranz und Gleichheit aller Stände. Sie umarmt den jüdischen Brief und den christlichen mit gleicher Liebe; das große Wappensiegel küßt brüderlich das Groschenpetschaft des armen Schluckers; der unfrankirte Grobian (wie der witzige Langbein den unfrankirten Brief nennt), liegt so geschmeidig da, wie das Bittschreiben; der nagende Mahnbrief und das freudige Gratulationsbillet sind friedlich vereint; die bissigste Kritik und das lobhudelnde Elogium schlagen einen Weg ein; das Bewerbungsschreiben und der Korb machen ein gleiches Gesicht, und der Brief, der einem Manne seine Witwerschaft verkünden soll, sieht nicht munterer aus, als die Trauerepistel, die einem Neffen die Genesung seines reichen Onkels anzeigt. Nun kömmt die

Jagdtasche, die Oberhofküchenmeisterin des Vergnügens. Sie ist der Probesaal zum Einstudiren,

wie man sodann die Menschen gleich Thieren hetzt und jagt, wie man lauert und anschlägt; wie man Netze und Schlingen legt; wie man edles Wild parforce auftreibt und in kalter Luft niederschießt. Das ganze menschliche Leben ist eine Jagdtasche oder vielmehr eine Taschenjagd; Einer jagt nach der Tasche des Andern; da werden Treib- und Prelljagden veranstaltet, man jagt in Schlachten, zu Ehren des Pulvererfinders, die Menschen wie Schwarzwild; die edlen Hirsche werden immer seltener, doch die Hasenfüße sind nicht auszurotten. Wenn das Wild zu fern ist, gießt man das Jagdtaschen-Blei zu Setzkasten-Blei und schießt damit d'rauf los. Eine würdige Schwester findet die Jagdtasche in der

Patrontasche, der Kriegspräsidentin Mavors. Patrontaschen sind mehrere Taschen, die ihre Patronen vereinigen, um einen Patron für alle Taschen zu finden. Dieser zunächst steht die

Maultasche (Maulschelle), die man oft erhält, wenn man das Maul nicht in der Tasche behält, sondern spricht, wie es einem gewachsen ist. Solche Maultaschen trägt man oft Jahre lang in der Tasche, bis man executiver Maultäschner wird. Es ist sonderbar, daß eben die Leute die meisten solcher Taschen einstecken, die nichts einstecken und die das Maul am rechten Orte haben. Solche Maultaschen kleiden am besten und zieren ordentlich die

Backentaschen des Affen und des Orang-

outangs im geselligen Leben; für diese Backentaschen aller schwänzelnden, eckelhaften, äffenden Gesprächs- und langarmigen Schreibeaffen sind die Maultaschen erfunden worden, und es läuft einem das Maul voll Wasser, ihnen eine Tasche voll ähnlicher Erfindungen zukommen zu lassen. Die Gallerie der so glorreichen Familie beschließt nun ein Mitglied, welches die Welt nicht nur regiert, sondern tyrannisirt, ein Mitglied, das in jeder Gesellschaft zu finden ist, und das ausschließend dem schönen Geschlechte angehört: die

Plaudertasche! Diese plaudert ganze Nationen in die Tasche! Wie ein einziger Laut den Sturz einer Lawine hervorbringen kann, so ist ein Anschlagwort genug, um die Lawine ihrer Beredsamkeit in's Rollen zu bringen. Sie fängt an zu plaudern, die Masse vergrößert sich immer mehr, bis sie ganze Gegenden sammt Häusern und Bewohnern niedergeplaudert hat, und man oft hundert zerstümmelte Namen aus dem Schutt ihrer Worte herausgraben muß. Welch einen Unterschied giebt es in Familien. Wie liebenswürdig und reizend, wie verführerisch ist die üppige volle Brieftasche gegen die unerträgliche, meistens dünne und magere Plaudertasche! Welch ein Spiel der Natur in den Taschen, welche bewunderns-werthe Taschenspielerei!

Sehen und Hören.

Es wird so viel Unfug in der lieben Welt mit diesen beiden Wörtchen getrieben, daß Einem Hören und Sehen vergeht! wo man hinsieht, hört man nichts Gutes, und was man hört, sieht traurig aus. Macht man sich gefaßt, eine große Oper zu hören, so sieht man, wie seine Freude zu Wasser wird, und freut man sich eine Künstlerin zu sehen, so hört man, sie ist heiser geworden. Die Leute, die auf die Finger sehen sollten, sehen durch die Finger; die, welche Einen bloß anhören sollten, hören Einen aus. Es läßt sich kaum ersehen, warum die Damen den und den erhören. Ein Mädchen wird zuerst angesehen, wie weit ist es aber da noch, bis sie auserjehen wird! oft ist dieses kaum abzusehen! Wie sieht sich der Mann nicht vor, wie sieht er ab und zu, wie wenig sieht er ihr nach, auf was sieht er nicht alles früher! er sieht auf die Familie, auf die Kleiderschränke, auf die Geldkisten, letztlich sieht er auf das Mädchen; und wie oft muß man nicht nach allem diesen Sehen noch ein Auge zudrücken! Das Hören ist wieder eine ganz eigene Sache. Diejenigen, welche die längsten Ohren

haben, hören am schlechtesten, und gerade diejenigen, welche ausgehört haben, wollen immer wieder anfangen zu hören. Wie oft führt nicht ein kleines Versehen zu einem großen Verhör, und ein kleines Verhör zu einem großen Versehen, und dennoch ist verhört und versehen das beste Spiel. Unsre Vaudevilles, die mit Melodien versehen werden, bei denen wirkt dieß Versehen gerade entgegengesetzt, wie bei Festungen, die man mit Proviant versieht; die letzten halten sich dadurch länger, die Vaudevilles nicht; es ist aber gut, daß es „Versehen" heißt, da sie bald darauf sterben. Man hört oft, was die Glocke geschlagen hat, bevor man noch sieht, was an der Zeit ist, und oft sieht man seine blauen Wunder, ehe man noch davon gehört hat. Seitdem die Wände Ohren haben, hören alle Häuser, unter welchen die Schauspielhäuser die harthörigsten, und die Adreßhäuser die weithörigsten sind. In den Spielhäusern haben sogar die Karten Ohren, ja sie habn's oft faustdick hinter den Ohren, und wenn sie Ohrenweh bekommen, so zieht es sich auf die lange Bank. Coquette Mädchen, guter Schweizerkäs und fette Rindssuppe haben tausend Augen, man kann sie kaum zählen, allein die Augen der fetten Rindssuppe lassen sich verschlucken, die Augen des Schweizerkäses lassen sich verdauen, aber die Augen der coquetten Mädchen sind wie Elster- oder Hühneraugen; sie wachsen immer beständig frisch heran, sie

sind überall und nirgends, sie hüpfen umher, wie die Heupferde ohne Zaum und Zügel, begucken alles und kaufen nichts, wie die Diebe, und doch, wenn man sie ertappt, sind sie am l o s g e l a s s e n s t e n.

Die Kunst
mit Caffeeschwestern umzugehen,

nebst

einem Anhang über das Klatschen, Medisiren, Verläumden, Spötteln, Achselzucken, Augenblinzen, Kopfschütteln, Händereiben, Ohrenspitzen u. s. w., wie auch einige Fingerzeige über die Kunst, alles zu wissen, was bei seinem Nachbar vorgeht, wie viel Ellen Taffet alle Damen in derselben Straße zu ihren Oberröcken gebrauchen, wie die Gesindeordnung aller Häuser beschaffen, wer den Mädchen in dem Revier die Cour macht, wie groß der Pantoffel in den verschiedenen Familien der Umgegend ist u. s. w. u. s. w.

Herausgegeben

von einem

Practicus und Caffeebruder.

Vorwort.

Adams erster ruhiger Schlaf ist auch sein letzter gewesen; er erwachte und hatte eine — Frau. Nichts war natürlicher, als daß es bald kein Paradies mehr für ihn gab, sie zogen aus dem Paradiese; alles war stille; kein Blatt regte sich an den Aesten und Zweigen des Gottesgartens; kein Säuseln der Zweige sagte ihnen ein flüsternd — Lebewohl! Eva schmollte, kein Wort kam über ihre Lippen, und

Adam ging ganz traurig neben her. Ermüdet lagerten sie sich unter einen Baum, doch nicht eine Sylbe vermochte Adam aus ihr herauszubringen; da fiel ein Korn von der Frucht des Baumes herab und gerade in ihre Herzgrube, sogleich fing Eva an, nicht nur zu sprechen, sondern unerschöpflich wie ein Springbrunnen zu plaudern und zu raisonniren; Adam erstaunte über dieses Wunder, nahm einige Körner dieses Baumes mit — es war der Caffeebaum — und baute sie in seinem Exparadiese; so oft Eva schmollte und nicht sprach, legte er ihr eine Caffeebohne auf die Herzgrube, und sie begann wie ein Uhrwerk zu plaudern. Dieses ist der erste Ursprung des Caffeegebrauchs; wie er bis auf unsere Zeiten raffinirt und cultivirt worden ist, weiß jede Leserin ohnehin.

Erstes Capitel.

Vom Anzug in Caffeegesellschaften.

Das Anziehen in Caffeegesellschaften ist eben so wichtig, als das Abstoßen. Eigentlich aber ist allda nur vom Losziehen die Rede.

Für die Damen ist eine dunkle Farbe zu empfehlen, da doch ohnehin eine die andere verdunkeln, und sich mit den Flecken der Mitschwestern beschäftigen will. Enge Schuhe können nicht schaden, da gewiß jede noch eine in der Gesellschaft findet, bei deren Anblick ihr der Schuh zu weit wird.

Schnüren dürfen sie sich nicht sehr, da sie sich im Verlauf der Gesellschaft immer mehr aufblasen. Den Mantel müssen sie nicht ablegen, um ihn nach dem Winde hängen zu können. Ihr Haar muß sorgfältig gemacht sein, denn sie lassen nicht gerne ein gutes Haar an Jemandem.

Zweites Capitel.

Ueber das Handarbeiten in Caffeegesellschaften.

Das Strickzeug müssen sie auf jeden Fall mitbringen, damit ihnen ja beileibe der Faden der Unterhaltung nicht ausgehe, und damit sie sich gegenseitig tief in's Gespräch verstricken. Feine Tücher zu säumen, steht aber nur höchstens der Hausfrau zu, doch darf sie darüber keine Medisance versäumen. Merken ist in Gesellschaft sehr zu empfehlen, denn da sie so viel Personen um ihren Namen bringen, so müssen sie es doch auf einer andern Seite wieder einigermaßen ersetzen.

Drittes Capitel.

Ueber das Sich-Introduciren in Caffeegesellschaften.

Ein Mann, der in eine Caffeegesellschaft von Damen gebeten ist, versehe sich mit drei Sachen und er ist flott.

1. Eine wahre Anecdote aus dem Leben der Stadt.
2. Ein Bericht einer neuen Mode oder eines neuen Stoffes.

3. Eine Scheere, um die guten Namen und die Langweile abzuschneiden.

Er beginne vom Wetter und leite es immer so, daß er seine Anecdote daran anknüpfen kann. Z. B. „Es ist sehr glatt draußen; man kann leicht ausgleiten. Apropos, das bringt mich auf die Idee eines Fehltritts, da muß ich Ihnen eine wahre Anecdote erzählen!" Oder: „Es ist heiß zum Verschmachten! Weil wir eben vom Verschmachten und Schmachten reden, muß ich Ihnen eine wahre drollige Anecdote mittheilen!" u. dgl. m.

Viertes Capitel.

Sonstiges Benehmen.

Bei der vierten Tasse sind die Sprachwerkzeuge schon ganz durchwärmt und erregt, man nimmt es nun mit der geographischen Medisance nicht mehr so genau, d. h. es können nun auch entfernteste Stadtgegenden an die Reihe kommen, und die nächsten Verwandten um einen Namen kürzer gemacht werden. Mit der fünften Tasse fängt die Ohrenbeichte an, d. h. man flüstert sich schon über seinen Nebensitzenden in die Ohren. Bei der sechsten Tasse lösen sich alle Bande des Blutes und des Herzens, es herrscht eine allgemeine Medisance-Freiheit und Gleichheit.

Fünftes Capitel.
Abschieds-Complimente.

Zu empfehlen braucht man sich gar nicht, denn man hat sich durch sein Lästern und Spotten genugsam empfohlen. Man reicht den Damen das Umschlagetuch, denn nach ungebundenen Reden können sie bloß in Umschlag erscheinen; begleitet sie an den Wagen und sagt leise: „Fahren Sie so fort und Sie kommen weit!"

Sechstes Capitel.
Schluß

Man sieht nach, wie viele gute Namen auf dem Platze blieben, wie viel leicht und wie viel tödtlich verwundet wurden, man scharrt die Todten ein und giebt die Hoffnung auf die andern nicht auf. Man küßt sich gegenseitig, um das Gesagte zu besiegeln und geht auseinander, um wieder zusammen zu kommen.

Die literarische Holzspaltungs-Anstalt.

Wenn wir einen Blick auf die literarischen Waldungen werfen, und ihren ehemaligen Zustand mit ihrem jetzigen vergleichen, so drängt sich uns unwillkürlich die Furcht auf, bald einen gänzlichen Mangel an wahrem Eichen- und Tannenbrennholz leiden zu müssen und gezwungen zu sein, unsere Lesezimmer bloß mit den Stoppeln und Maisblättern einer Afterlectüre zu heizen. Wie kräftig und riesenstämmig eilten nicht sonst die vielblättrigen Bäume dieser alten Wälder hinan zum Himmel, wie konnte der Leser von Zweig zu Zweig eilen und sich hinaufschwingen in die klare, höhere Region des poetischen Daseins und sich kräftigen in dem Stahlbade der weitgestreckten Anschauung des Lebens; oder sich lesend und lustwandelnd ergehen in den gastlichen und ernsten Schatten ihrer Zweige, die nachbarlich verschlungen, seine geistige Promenade überbauten! Da sprach aus jedem Baume die inwohnende Hamadryade heiliger Gefühle uns an; in dem Rauschen der Blätter hörten wir nur den An- und Rückklang unserer Herzenstöne, und in jedem Stamme standen die eigenen Namen der heimischen Pieriden eingeschnitten! Doch wer-

sen wir jetzt einen Blick nach diesen Wäldern. Wie ausgesichtet! wie ausgereutet! wie hat nicht die Axt der fällenden Nachscribler an den üppigen Bäumen genascht! Welch ein Heer von Holz- und Baumdieben hat hier nicht fouragirt und requirirt! Die Zweige sind entlaubt, und statt der heimatlichen Nachtigall nistet nur die nachäffende Spottdrossel (Turdus polyglottus) in den ausgelichteten Aesten. Auf dem großen classischen Banyasbaume sitzen pedantische Affen, welche die Citationsnüsse herabwerfen in den Schooß unwissender Commodschreiber, welche sie sodann als Motto-Vorhängetüchlein ihren Kindlein vorbinden. Der Baum der Erkenntniß, der sonst inmitten des Schreibe-Edens stand, ist verdorrt, und die riesigen Pisangblätter der Alten werden von den jetzigen talentnackten Geschwindschreibern zu kleinen Blätterchen verschnitten, ihre Blößen damit zu decken! Dieses Eingehen der literarischen Waldung, die dadurch bevorstehende Holztheuerung und die Vorahnung eines Lesefrosttodes, hat die jetzige ökonomische Handhaberei des Literaturgehölzes herbeigeführt. Eine der vorzüglichsten Hervorbringungen dieser Anstalt sind die Sparöfen und Sparherde, id est Journale und Zeitschriften. Mit einem kleinen, unbedeutenden Stückchen wird ein ganzes Lesepublicum einige Tage lang in einem gewissen Wärmegrad erhalten. Was wird nicht Alles auf diesem belletristischen Sparherde verkocht und verbacken! Romantische Kräutersuppen, kritische Brühen,

sentimentale Hohlehippen, Notizenkoch, polemische Hachées, Charadenragouts ꝛc. ꝛc.! Und nun gar jene Sparöfen, die mit anderwärts schon ausgebrannten und hier noch einmal angeglommenen Steinkohlen heizen, d. h. jene Zeitschriften, die nachdrucken und Todte beschwören; diese contribuiren zur Holzökonomie am meisten. Aber es ist nicht genug, daß das Verbrauchungssystem eingeschränkt wird, die Materie selbst, das Holz muß ökonomischer behauen werden, und zu diesem Behufe giebt es Gottlob, auch eine „literarische Holzverkleinerungsanstalt" in der schreibenden Welt. Es giebt nämlich Leute, die theils von der lieben Regentin Vernunft monatlich wenig Gage beziehen, oder auch solche, die gar keine eigentlichen Gedankenrenten haben, sondern davon leben, daß sie zuweilen einen finden, oder sich bei einem andern Gedanken zu Gaste laden, oder auch irgendwo ausführen ꝛc. Diese Leute wollen doch auch als Contribuenten der Schriftstellerwelt leben, darum werden sie „Holzhauer" und „Holzverkleinerer" der Literatur. Sie schleppen nämlich einen alten Stamm aus classischem Boden in ihren eigenen, der auch zuweilen classisch ist, z. B. aus der dritten Classe; — nun keilen sie sich mittelst eines Dictionnairs in den Stamm hinein, und verursachen also schon eine Spaltung in der alten Literatur. Nachher wird darauf losgehämmert und losgezimmert, bis der Stamm in seinen Theilen zerfällt, glatt gehauen, und in verschiedene Stöße

aufgeschichtet wird, worauf sie dann tarifmäßig losschlagen:

	C. M.
Eine Klafter Uebersetzung in großen Scheiten	24 fl.
Eine dito Auszüge in kleinen dito . . .	20 „
Ein Scheffel Rinde für Quartalschriften .	15 „
Ein dito Abschnitzel für Almanache . . .	12 „

Nun bleiben ihnen noch Accidenzien und Nebensporteln, die sie auch mit einer außerordentlichen Betriebsamkeit zu befördern wissen. Z. B.

	C. M.
Die Späne als Gedankenspäne, das Bündel	10 fl.
Die Splitter als Gedankensplitter, das Büttel	8 „
Die Abfälle als Einfälle, das Maß . . .	5 „
Die Holzfasern als Gedankenfidibus, das Hundert	3 „
Den Holzstaub als Gedankenzunder, die Handvoll	30 kr.

Man sieht, diese belletristischen Holzversilberer haben es in ökonomischer Gediegenheit weit gebracht.

Man glaube aber ja nicht, daß man bei Heizung der Lesecabinete mit diesem Klein- und Dünnholz Kälte leide, im Gegentheil, es rinnt einem der helle Schweiß über die Stirne. Die Adresse dieser Holzhauer ist Jedem bekannt, wer sie aber sprechen will, der gehe auf einen Kreuzweg zwischen einer Antiquar-

handlung und einer Buchdruckerei, und rufe dreimal: „Heilige Propheten der Kunst! erste Lichter der Literatur!“ Da kommen sie gleich und fragen: „Was befiehlt der Herr?“

Zabaderus Sauerteigs
Neujahrs-Prophezeihungen.

Das neue Jahr wird, wie jede Neuigkeit, einen Tag das allgemeine Stadtgespräch sein; man wird sich mit dem Munde wünschen, mit dem Herzen verwünschen. Man wird kostbare Geschenke machen, und die Rechnungen nicht bezahlen. Leute werden lange Reden halten und nichts sagen. Liebhaber werden mit Anstand verschenken, was man ihnen mit großem Anstande borgte. Frauenzimmer werden sich einen halben Tag ankleiden, um den andern halben Tag entblößt zu gehen. Männer werden ihre Weiber überraschen mit Zärtlichkeit. Das Jahr wird sein ein Schaltjahr für alle Frauen, die schwache Männer haben. Die Zinszahl wird dem Hausherrn immer zu klein, den Einwohnern immer zu groß dünken. Der Planet, der das Jahr regieren wird, heißt Gold. Zwischen Weihnachten und Aschermittwoch wird es sehr viele Glückliche, nämlich Betrunkene geben. Den längsten Tag wird haben ein Dichter an dem Tage, an dem sein erstes Stück aufgeführt wird. Die längste Nacht wird haben ein Weib vor der Abreise

ihres Mannes, und die kürzeste Nacht der Mann nach der Abreise seines Weibes. Ein ewiger Frühling wird sein in den Toiletbüchschen der Damen. Finsternisse wird es zwei geben, eine unsichtbare bei den sogenannten Helldenkern, und eine sichtbare von der Sohle bis zum Scheitel einer gewissen Jungfrau, die so groß als ganz Europa ist. Das erste Mondesviertel tritt ein nicht lange nach der Hochzeit. Ein ergiebiges Feld wird es geben für Zwischenträger, einen günstigen Wind für Ohrenbläser, eine trockne Zeit für die Conversation, und heiß wird es werden allen ehrlichen Leuten. Der Hagel wird viel Unheil anrichten, nämlich der Janhagel. Viel Blitz und Donner wird es geben in häuslichen Kreisen. Eine Ueberschwemmung wird es geben an Gedichten, und doch eine Dürre in der Poesie. Viel Nebel wird sein, doch reifen wird nichts. Eine ergiebige Ernte wird sein an Dünkelkorn, ein herrlicher Schnitt für Namen- und Ehrabschneider; an Flegeln wird kein Mangel sein, doch gedroschen wird leeres Stroh. Am besuchtesten wird sein das Pfandhaus, und am lustigsten in den Trauerspielen. Man wird wie sein Leben lieben — die Todten, und tödtlich hassen — die Lebenden. Man wird in Gesellschaften gehen, um allein zu sein. Man wird sich stets schminken, und nicht roth werden. Man wird sich für eine Ewigkeit trauen lassen, und sich von dieser Minute an keinen Augenblick mehr trauen. Menschen, die nie hungrig sind, werden stets essen,

und die so Hunger leiden kriegen keinen Bissen. Man wird fast eben so viel Zahlungen ein- als Wechsel ausstellen. Man wird das ganze Jahr verliebt sein, und doch nicht lieben. Man wird viel Gönner und wenig Kenner finden. Die Müßiggänger werden sehr beschäftigt sein, und die Geschäftsleute werden müßig gehen. Weiber werden sich den ganzen Tag Mühe geben, Abends zu gefallen, und werden, beim Lichte betrachtet, mißfallen. Ein Jeder wird es lieben, nur sich selber zu sehen, und doch seinem Nachbar den Spiegel vorhalten. Der nicht einen Bedienten hat, wird oft Viele beherrschen, und der zehn Diener hält, wird kaum sein eigener Herr sein. Um den Streit zweier Parteien zu schlichten, wird man Leute besolden, die ihn ewig machen. Leute ohne Ausbildung werden die meiste Einbildung haben. Auf den Theatern wird man die alten griechischen Stücke mit vielem Aufwande geben, das eine große Trauerspiel aber: „Die Griechen," wird ohne Theilnahme vorübergehen. Nach verbotenen Frauen und verbotenen Büchern geschieht die meiste Nachfrage, erlaubte Bücher und ledige Mädchen aber werden nicht an Mann zu bringen sein. In der Literatur werden viele Diebe erwischt werden, die kritischen Richter werden die kleinen hängen, und die großen laufen lassen. Man wird sich in zwölf Sprachen „gehorsamer Diener" nennen, und keinem Menschen einen Dienst erweisen. Die Ungeschliffenen werden am schneidendsten, und die

Geschliffenen am stumpfsten sein. Leute, die zehn tausend Tage studirt haben, kriegen kein Amt, und die nur eine Nacht verheirathet sind, werden angestellt. Arme Teufel werden reich sein an Witz, Laune und frohem Muth, und reiche Männer werden arme Sünder sein. Man wird, um frische Luft zu schöpfen, in verschlossenen Häusern spazieren fahren. Leute, die nirgends kochen, werden überall essen, und die überall zu Hause sind, werden bei sich selbst fremd sein. In Lesezirkeln wird man bemerken, daß die Lichter immer kürzer, die Zeit aber immer länger wird, und die Redactoren sämmtlicher Journale werden sehr klagen über die große Abnahme — der Abnehmer.

A m e n.

Trauungsrede

zur

Vermählung des Herrn Caffee mit Demoiselle Sahne.

Meine andächtigen, theuren und kostspieligen Freunde!

Der Text, den wir unserer heutigen Rede zu Grunde gelegt haben, findet sich aufgezeichnet im ersten Buche der Genesis, und lautet daselbst im ersten Capitel, Vers neun, wie folgt:

Es versammeln sich die Wasser unter dem Himmel auf einem Orte, damit das Trockne sichtbar werde!

Im ersten Augenblick, aber nur im ersten Augenblick, scheint in diesen Worten ein großer Widerspruch zu liegen; denn wenn sich alles Wasser vereinigt, wie kann da etwas Trockenes sichtbar werden? Bei näherer Betrachtung aber wird es sich als ganz richtig bewähren. Zu dieser Betrachtung erbitte ich mir Eure gewohnte Aufmerksamkeit in den folgenden beiden Theilen meiner Rede, wovon der erste Theil Wasser und der andere trocken sein wird.

(Hier kann der Zuhörer sich oder seinen Nächsten räuspern, auch etwas murren, daß der Caffee noch nicht kommt; nicht minder kann das Publicum einige schlechte Witze reißen, aber nicht viele, denn nun komme ich mit meinem):

Erster Theil.

Wasser.

Indem Ihr Euch, meine frommen Zuhörer, einige Tassen Caffee zu Gemüthe zieht, wird Euch die Bedeutung dieses Wortes: Wasser bereits durchdrungen haben.

Wasser! welch ein Wort! Die allererste Versammlung bestand aus Wasser! wie aus dem Texte unserer Rede hervorgeht: Es versammeln sich die Wasser! Eine Tradition lehrt, daß sie sich versammelt hätten, Göthe's Geburtstag zu feiern, und daß die Spree, die früher so breit war, wie die Wolga, sich damals so erschöpft hat, daß sie wie ein seichtes Gelegenheitsgedicht durch Berlin fließt.

Wasser! wenn es kein Wasser gäbe, könnte man kein Wasser unter den Wein schütten; könnte man kein Wasser unter den Wein schütten, so könnten keine Weinhändler bestehen; könnten keine Weinhändler bestehen, so könnte es keine Schauspieler geben; Schauspieler muß es aber geben, ergo muß es Wasser auch geben!

Wasser! Wenn es kein Wasser gäbe, könnte es keine Wasserweiber gäben, gäbe es keine Wasserweiber, so könnte es keine Sahneweiber geben; gäbe

es keine Sahneweiber, gäbe es auch keine Sahne; Sahne muß es aber geben, ergo muß es auch Wasser geben!

Wasser! Wenn es kein Wasser gäbe, so könnte es keine Thränen geben; gäb' es keine Thränen, so könnt' es kein Mitleid geben; gäb' es kein Mitleid, so könnte es kein Trauerspiel geben; gäb' es kein Trauerspiel, so könnte es keine Trauerspieldichter geben; Trauerspieldichter muß es aber geben, ergo muß es Wasser geben!

Wasser! Wenn es kein Wasser gäbe, so gäb' es auch am Himmel keinen „Wassermann"; gäb' es keinen „Wassermann," so gäb' es auch keine „Fische;" gäb' es keine Stockfische, so gäb' es keine Abonnenten auf meine Werke, gäb' es keine Abonnenten auf meine Werke, so gäb' es auch keinen Caffee; Caffee aber muß es geben, ergo muß es Wasser auch geben!

Wasser! Wenn es kein Wasser gäbe, so gäb' es auch keinen Regen; gäb' es keinen Regen, so gäb' es auch keine Tropfen; gäb' es keine Tropfen, so gäb' es auch keine Homöopathie; gäb' es keine Homöopathie, gäb' es nicht „Wurst wider Wurst;" gäb' es nicht „Wurst wider Wurst," so gäb' es keine ewige Gerechtigkeit; eine ewige Gerechtigkeit muß es aber geben, ergo muß es Wasser auch geben!

Wasser! Wenn es kein Wasser gäbe, so gäb' es auch kein Meer; gäb' es kein Meer, so gäb' es

auch keine Insel; gäb' es keine Insel, so gäb' es auch keinen Robinson; gäb' es keinen Robinson, so könnte Madame Krikeberg nicht übersetzen; Madame Krikeberg muß aber übersetzen, ergo muß es Wasser auch geben!

Wasser! Wasser! Je mehr ich davon rede, je mehr läuft mir der Mund voll Wasser! Das alles ist Wasser auf meine Mühle! Ich schließe nun den ersten Theil meiner Rede, um Euch Eure Freude nicht ganz zu Wasser zu machen.

(Hier können die Zuhörer ihr Entzücken ausdrücken, und sich Kräfte sammeln zum)

Zweiten Theil.

Trocken!

Trocken sind — meine andächtigen Zuhörer! — alle Gegenstände, die nicht naß sind! Mit Ausnahme des trockenen Gelbschnabels, der hinter den Ohren noch naß ist. Trocken ist oft ein großes Wort, ein heilbringendes, ein verderbendes! Mit der trockenen Wahrheit könnte man eben so wenig in einer anständigen Gesellschaft erscheinen, als mit einem nassen Pudel! Ein trockener Heirathsantrag macht weniger Eindruck, als ein feuchter Liebesblick! — Man wird durch einen trockenen Korb mehr begossen, als durch ein zu Wasser gewordenes Rendezvous! — Tausend Menschen gehen in's Wasser, blos um auf's Trockene zu kommen! — Ein See-

löwe, ein Seetiger sind nicht halb so reizend, als ein Schäfchen — im Trockenen! — Wie glücklich sind die Schriftsteller, die nie Sand brauchen, sondern die ihre Sachen gleich trocken niederschreiben! — Ein trockener Husten ist bei weitem erträglicher, als ein Auswurf der Menschheit! — Ein trockener Spaß ist amüsanter, als ein wässeriger Ernst! — So darf ich auch hoffen, daß der trockene Theil meiner Rede besser ist, als der wässerige Theil Eures Caffee's! — Mit Vergnügen seh' ich mich, meine Rede und Euch durch und durch getrocknet um das Wasser sitzen; denn nun ist Euch der Text meiner Rede klar geworden:

„Es versammeln sich die Wasser alle auf einem Orte, damit das Trockene sichtbar werde!"

Also ward es! Die Vermählung des Herrn Caffee mit dem Fräulein Sahne, geborne Wasser, gab den glücklichen Impuls dieser Rede. Seht hier ein musterhaftes Paar! Der Bräutigam hat sich erst malen lassen, dann hat er sich in's Wasser gestürzt; die Braut hat erst für den eigenen Heerd gesorgt, darauf haben sie sich feuerlich verlobt und noch am grünen Holze verbunden. Ihr seid alle als Milchbrüder von Caffeeschwestern dazu eingeladen. Wir hoffen in vier Wochen die silberne, und in acht Wochen die goldene Hochzeit zu feiern, wozu Ihr nur das Gold und Silber mitzubringen braucht, und somit Glück und Segen dem neuen Ehepaare; möge

Fortuna ihre Schale geben, denn bald hab' ich zu wenig Caffeeschalen! Zum Schlusse danke ich Euch, die Ihr gekommen seid, für die Ehre und Euch, die Ihr nicht gekommen seid, für das Vergnügen, das Ihr mir erzeigt habt, in Ewigkeit, Amen!

Monographie der Theatral-Astronomie.

Lieber Leser! ich habe Dir schon einmal gesagt, daß ich ein prächtiger Kerl bin, und mich selbst küssen möchte; aber ich habe Dir noch nicht gesagt, daß ich ein witziger, ein sehr witziger Kerl bin! Du freilich weißt das nicht, aber ich! Ich bin geheim witzig, verschwiegen! Die Welt erfährt es nur nicht, und dieß Geheimniß wird mit mir sterben! So ist es auch eines meiner witzigen Geheimnisse, daß ich eine Theatral-Astronomie geschrieben habe; und wenn Du mir versprichst, lieber Leser, mein Geheimniß zu ehren, will ich Dir einige kleine Auszüge aus dieser Wissenschaft mittheilen. Du mußt es nur nicht weiter erzählen, sonst könnten die Leute glauben, ich wollte die Astronomie persönlich angreifen, und die Astronomie könnte auf eine Fiscal-Untersuchung bei dem Septemvir-Gericht der Plejaden gegen mich antragen, wenn sie auch voraus sehen kann, daß die hellen Richter sie zurückweisen werden. Also, lieber Leser, sage keinem Menschen etwas von dieser meiner geheimwitzigen Wissenschaft.

Die erste Regel

der Theatral-Astronomie ist: seinen Horizont zu kennen, und ihn nie aus den Augen zu verlieren.

Der Thierkreis

heißt in der Theatral-Astronomie derjenige Kreis von Künstlern, die Thiere auf der Bühne darstellen. Wenn ich also einer Bühne beigesellt bin, wo ich Affen, Hunde, Wölfe u. s. w. darstellen lasse, so ist das mein Thierkreis.

Die Himmelskörper

der Theatral-Astronomie werden eingetheilt in Fixsterne, Planeten und Kometen. Die Fixsterne heißen von fixus unbeweglich. Die Schauspieler also, die schlecht spielen und unbeweglich sind, sind die Fixsterne der Bühne. Die Planeten sind die beweglichen Sterne, entweder die Schauspielerinnen, die beweglich oder leicht zu bewegen sind, oder die zu großen Gagen bewegen u. s. w. Kometen endlich sind die Künstler und Künstlerinnen, die mit einem großen Schweif von Eltern und Verwandten engagirt werden.

Der Zenith und Nadir

in der Theatral-Astronomie ist, wenn man vom Scheitelpunkt bis zum Fußpunkt von dem Sternenlicht einer Künstlerin geblendet ist.

Der Magnet

ist in der Theatral-Astronomie von großer Wichtigkeit. Allein der Theatral-Astronom hat bis jetzt die sonderbare Erfahrung gemacht, daß der Magnet in der Theatral-Astronomie nicht nach Norden, sondern nach Süden zieht. Der Compaß ist auch da sehr nöthig, denn da man zu Engagementsreisen einen Paß nöthig hat, so muß man sagen: Komm' Paß!

Der Mittags-Cirkel

ist in der Theatral-Astronomie derjenige Cirkel, wo der Künstler des Mittags zum Essen eingeladen, und in welchem über Koch- und Bühnenkunst debattirt wird.

Der Aequator oder Gleicher

heißt in der Theatral-Astronomie derjenige Dirigent, der solche Stücke auf das Repertoir setzt, die den kürzesten Abend so lang wie den längsten Tag machen, also eine künstliche Tag- und Nachtgleiche hervorbringen.

Die zwölf Zeichen

der Theatral-Astronomie sind: 1. Der Widder, oder das Schaf als Chef. 2. Der Stier, oder die Ochsen-Menuette. 3. Die Zwillinge, oder Staberl und Urschel. 4. Der Krebs, oder die Mitschuldigen. 5. Der Löwe, oder der verwunschene Schneidergeselle.

6. Die Jungfrau, oder die Italienerin in Algier. 7. Die Wage, oder der Jurist und der Bauer. 8. Der Scorpion, oder der Wechsel. 9. Der Schütze, oder 14 Tage nach dem Schuß. 10. Steinbock, oder le vieux garçon et la petite fille. 11. Der Wassermann, oder der Dichter und der Schauspieler. 12. Die Fische, oder sieben Mädchen in Uniform.

Von den nördlichen und südlichen Sternbildern

finde ich in meiner Theatral-Astronomie auch einige thätig, z. B. das fünfte: die Cassiopeja, ein auf dem Stuhle sitzendes Frauenzimmer. Die Cassiopeja ist die Nachbarin des Camelopards oder Giraffen (10te Bild), welcher seinerseits wieder mit dem 11ten Sternbild, dem Fuhrmann, in Berührung kömmt. Auch das 11te südliche Bild: der Wolf spielt in der Theatral-Astronomie eine bedeutende Rolle u. s. w.

Merkwürdig ist es, daß bei meinem Theater-Astronomen die Wage ganz an den Nagel gehängt wurde, wenigstens die Wageschalen; die Zunge ist noch in steter Thätigkeit.

Mehrere theatralisch-astronomische Betrachtungen, Kalender-Bauernregeln, Wetterprophezeihungen habe ich auch gesammelt, z. B. wenn die erste Theater-Sonne einen großen Hof hat, so folgt ein Beifallsregen. Wenn die Jungfrau Abends in das Zeichen

einer Tanzgesellschaft tritt, so steht des andern Tages eine Heiserkeit zu erwarten. Wenn sich der Astronom von Norden nach Süden bewegt, um Theater-Sterne zu entdecken, so wird für Gasthäuser eine gute Ernte u. s. w.

Laufbriefe.

Ich habe mich schon einmal darüber gewundert, daß man blos Steckbriefe hat, die den Zweck haben, durch genaue Beschreibung einer verdächtigen Person, dieselbe kenntlich zu machen, damit sie zum Besten des Staates, der Ruhe, der Sicherheit und des allgemeinen Besten angehalten, aufgefangen und zurückgestellt werde. Ein eben so vortreffliches Werk wäre es, wenn man Laufbriefe hätte. Diese Laufbriefe sollten den Zweck haben, gewisse Leute, die durch unerträgliche Fadheit, durch Arroganz, durch Dünkel, durch Anmaßung, durch Albernheit, durch Zudringlichkeit, durch Aufpasserei, durch Horchen u. s. w. gefährlich sind, kenntlich zu machen, damit sie jeder um Gotteswillen nicht anhalte, sondern um seiner Ruhe willen ja schnell laufen lasse. Wenn man die Steckbriefe Personen nachschickt, so sollte man diese Laufbriefe ihnen vorschicken, sie in die Zeitungen setzen lassen, damit jeder, der einem solchen Zeit- und Gesellschaftsmörder, einem solchen Ehren- und Namendiebe, einer solchen geheimen Polizei-Blindschleiche, einem solchen falschen Recensionsmünzer, einem solchen literarischen Lügen- und Windbeutel, einem solchen corre-

spondirenden Auslandläufer, einem solchen Geduld-nothzüchtiger, einem solchen Anecdoten-Brenner und Bonmot-Schmuggler zufällig begegnet, geschwind auf die Seite springe, und ja keine Minute ihn aufhalte. Diese Personen sollten dafür festgesetzt werden, daß sie nicht durchgehen, und fortgejagt werden, weil sie fest-sitzen. Wie schön wäre es, wenn wir in der Polizei-fama solche Laufbriefe läsen und gleich wüßten: den und den müssen wir in Gottesnamen laufen lassen. Ich will zum Spaß einige ganz aus der Luft ge-griffene Formulare hier beifügen und gebe jedem, der etwa etwas unter denselben suchen sollte, im voraus einen Laufbrief.

Erster Laufbrief.

In einer sichern Stadt, die an einem schönen Flusse liegt, ist ein unsicherer Redacteur nicht aus-zurotten. Er ist nicht wegzukriegen und hat sich allda wie Mercurialsalbe eingesogen. Der Mann ist kleinlich, hat eine weiße Nase, ein loses Maul, ansehnliche Ohren und einen weiten Hals. Er trägt einen steifen, arrogantfarbenen Leibrock, einen Strohhut, einen ditto Kopf, einen Mantel aus jüdischer Nächstenliebe, ge-wendet; ein Stockparaplui aus Grobzeug und Schreibe-ärmel aus Büffelleder. Er schreibt alle Tage etwas Monatlanges, wiederkäut einen Schlegel, lebt vom Schlamme, tappt im Finstern und kann alles was hell ist, nicht leiden. In seinem Felleisen befinden sich:

gestohlene Gedanken, gewärmter Brei, Stiefelwichse zu Dinte, zäher Gummi zu Witz und eine vollkommene, ausgearbeitete, unübertreffliche Gemeinheit, letztere sein eigen. Wir bitten jeden ehrlichen, literarischen Kerl, der ihn nach obiger Beschreibung erkennen sollte, ihn um Gotteswillen laufen zu lassen, ihm ja nicht Rede zu stehen; denn wenn er angehalten wird, wirft er wie das Stinkthier mit Schmutz um sich; wer ihn ungehindert im Fortlaufen befördert, wird reichlich belohnt.

Zweiter Laufbrief.

Auf einer sichern Bühne kann ein unsicherer Schauspieler nicht mehr fort. Er trägt sich selbst auf den Händen, seine Vortrefflichkeit im Munde, und jedem, der ihn nicht sehr lobt, Haß nach. Er lebt von der Einbildung und spricht nur ein einziges Wort: Ich. Er hat vier grimmige Feinde: das D, das T, das B, das P, allein er hat sie aber sämmtlich in Verwirrung gebracht. Er ist sehr groß im Kleinen und klein im Großen. Er kennt Ungarisch, Böhmisch und Slavisch wie Deutsch, hat immer viel Anstand mit seiner Rolle, und bei verschiedenen Gelegenheiten ist er Ballettänzer und Schornsteinfeger. Es wird jeder Recensent gebeten, ihn laufen zu lassen und ihn die Bretter frei und ungehindert paß- und repassiren zu lassen.

Dritter Laufbrief.

Ein gewisser Sohn eines ungewissen Vaters ist plötzlich ein Schöngeist geworden. Er nimmt alle Tage Unterricht im Schluchzen bei Trauerspielen, und ein fleißiger Theatergänger bringt ihm das Gähnen bei. Schon kann er über Kunst mehrere Sylben zusammenschimpfen und wenn er nur etwas fester im Verfertigen des Tüpfels über das i sein wird (˙), fängt er an zu recensiren. Er wird unstreitig ein Genie; denn schon sitzt ihm die Halsschleife schief und ein kleiner Schimmer von Besoffenheit setzt sich bei ihm an. Alle Cirkel und Gesellschaften werden gebeten, ihn laufen zu lassen, ihm Thür und Thor zu öffnen; denn er ist im Stande, zu behaupten, Shakespeare habe den Scribe in's Englische übersetzt, Homer sei ein Gelegenheitsdichter gewesen und Recensenten wären unparteiisch.

Vierter Laufbrief.

Eine ungewisse Jungfrau von gewissen 50 Jahren, eine ausgezeichnete Gesellschaftsläuferin, ist mit ihrem und mit dem Weltenalter unzufrieden. Sie besitzt aber für ihr Alter sehr viel Selbstverläugnung. Sie sieht mit dem Stecher des Neides auf alle herab, die so verstockt sind, noch jung zu sein, und seitdem die Männer so frei sind, keine Freier zu sein, ist sie eine große Verehrerin der Freiheit. Sie führt stets ein Sentenzenflacon aus Dusch's moralischen

Briefen bei sich, und schneidet sich Schönpflästerchen aus Schillers Resignation auf Velinpapier. Sie weint beträchtlich, wenn ihren Schwestern das Unglück passirt, verheiratet zu werden; sie hüllt sich in eine Enveloppe aus altem Flor und ist für Kamtschadalen sehr eingenommen. Es wird Jedermann gebeten, ihr nicht in den Weg zu treten, sondern ihr Platz zu machen und sie laufen zu lassen, denn wenn sie Einen anstreift, geht der gute Name mit.

Fünfter Laufbrief.

Ein sicherer Recensent leidet nach sichern Berichten an einer tödtlichen Krankheit: Wahrheit. Diese Krankheit ist eine Leberkrankheit, wenn man zu frei von der Leber weg spricht. Er hat gelbsüchtiges Haar, vermuthlich aus Galle, und weil er seine Nase in alles steckt, ist sie ziemlich breit geworden. Er trägt eine Brille, weil seine Nachsicht nicht weit geht und läßt sich das Haar alle Tage brennen, vermuthlich weil es ihm oft zerzaust wird. Seine Figur ist nicht unter-, sondern übersetzt, und doch erscheint er im Theater selten. Seine Freunde werden ersucht, ihn laufen zu lassen, denn seine Force besteht in Ungehaltensein.

Sechster Laufbrief.

Ein unsicheres Publicum in einer sehr sichern Stadt, versichert das sicherste Publicum zu sein. Dies

Publicum will alles besser wissen, als das andere Publicum. Wenn dieses Publicum in diesem Theater ist, ist jenes in dem andern; wenn dieses pocht, klatscht jenes u. s. w. Es steht früh Morgens auf, um in's Theater zu gehen und legt sich spät Abends nieder, um Früh Morgens aufzustehen, um in's Theater zu gehen. Es liest Zeitungen, um vom Theater zu lesen, geht in's Theater, um im Theater vom Theater zu reden, und sagt: „Guten Morgen!" um fragen zu können: „Waren Sie gestern im Theater, und was wird morgen gegeben?" Es hält Controle über jedes Seufzerchen der Schauspielerinnen und kennt die Lebensgeschichte jeder falschen Wade beim Ballet. Es wird jedes Publicum, das noch an etwas anderes zu denken hat, als das Theater, gebeten, dieses Publicum laufen zu lassen, sich ja nicht mit ihm einzulassen, denn man läuft Gefahr, ihm zwischen die Hände zu kommen und jämmerlich zerklatscht zu werden.

Das Unglück,

das große Los zu gewinnen.

Wie oft ist ein großes Los der unglückliche Wetterstrahl in der sonst ruhigen Schäferhütte eines friedlichen Herzens; wie oft ist es ein wahres Unglück, das schwer auf dem Getroffenen lastet; wie oft ist es eine Hexengabe, die den Empfänger verwandelt und umschafft! Seht, X. war gut, höflich, artig, bescheiden und zuvorkommend; noch gestern war er dies alles, heute hat ihn das Unglück getroffen, plötzlich gewinnt er das große Los, und nun ist er grob wie ein Recensent, anmaßend, wie ein junges Schriftstellerchen, dem ein Winkelblatt sein erstes Gedichtchen abdruckte, hochmüthig, wie eine ausländische Sängerin, und stolz, wie ein reicher Schlächter; ist das nicht ein Unglück, das große Los zu gewinnen? Z. war gestern gesellig, wohlthätig, dienstfertig und leutselig, heute hat er das große Los gewonnen, und er ist ungesellig, wie das böse Gewissen, hartherzig wie die Termintafel eines Wucherers, ungefällig wie ein Leberkranker und abfertigend, wie der Portier eines Ministers; ist das nicht ein Unglück, das große

Los zu gewinnen? B. war gestern froh, gesund, sorglos, hatte Nächte voll süßen Schlafs und Tage voll mäßiger Arbeit; heute hat er das große Los gewonnen und ist düster, wie ein Decembertag, kränklich wie eine Dame von Stande, hat schlaflose Nächte wie ein Winkelmäkler, und unruhige Tage wie ein Ehemann, der nie ausgeht; ist es nicht ein Unglück, das große Los zu gewinnen? A. hatte gestern einen Freund, den er liebte, wie der Fromme die Tugend liebt, von dem er so unzertrennlich war, wie ein Dichter von seinen eigenen Werken, den er überall zu Rathe zog, wie die Frauen ihren Spiegel, dem er stets zur Seite war, wie ein alter Ehemann bei seiner jungen Gattin. Heute hat er das große Los gewonnen und er meidet seinen Freund, wie ein Elegant das Gewölb seines Schneiders; er will ihn kaum erkennen, wie ein Geldloser die Unterschrift eines verfallenen Wechsels und entzieht sich ihm ganz wie das Gefühl aus dem Busen der Coquette; ist es nicht ein Unglück, das große Los zu gewinnen? B. hatte gestern eine Geliebte; sie war ihm das Heiligthum seines Lebens, das Amulet seiner Schmerzen, der Trost seiner Augen und die Seelengefährtin seines Daseins. Heute hat er das große Los gewonnen, und er verläßt sie, wie ein unverbesserlicher Sünder das Gotteshaus, um nie wieder zurückzukehren; sie ist ihm gleichgültig wie die Tugend einem alten Wollüstling, und er vergißt sie, wie ein Parvenü die Tage seiner Kindheit; ist es

nicht ein Unglück, das große Los zu gewinnen? Da dieses Unglück plötzlich kommt, und einen wie ein Wirbelwind heraushebt aus dem Wurzelorte seiner Umstände, so muß man als Weiser darauf vorbereitet sein, um es im Nothfalle mit Fassung und Geduld zu ertragen. Sollte mir das Schicksal diesen unvermutheten Schlag zugedacht haben, so will ich Stärke genug haben, darob nicht murren, mich mit Ergebung darein finden, und was mir der Himmel auferlegt, allein zu ertragen suchen. Ich verbitte mir daher im Voraus jede Theilnahme an meinem Unglücke, so wie jede Berührung meines Unglücks von fremder Hand würde mir nur noch mehr wehe thun! Doch da dieses Unglück, wie der Tod, mich aus der Reihe aller bis jetzt mit mir Lebenden herausstriche, muß ich noch aus Vorsicht mein Lebewohl darbringen, allen denen, die mir vor meinem Tode vor dem Schlagtreffen des großen Loses lieb und theuer waren, und für dieses Leben von ihnen scheiden. So lebt denn wohl, Ihr Eltern und Geschwister! Ihr Vielgeliebten, lebet wohl! Ich bin todt für Euch! Ihr werdet von meinem Unglücke gehört haben, o tröstet Euch und suchet mich zu vergessen; in diesem Leben bin ich für Euch verloren! Ein großes Los hat alle meine Zärtlichkeit, meine heiße süße Pflicht aufgezehrt; dort im Himmelreich nur sehen wir als Gleiche uns wieder! Ihr Freunde alle, die ich bis jetzt im Herzen tief getragen, die ich in der Brust

liebend gepflegt und den süßen Kranz geselliger Freuden treu und bieder durchgelebt, lebt wohl, lebt auf ewig wohl! Ein großes Los ist zwischen uns getreten, scheidend, wie Salomons Richterschwert; kaum weiß ich mich noch auf Eure Namen zu entsinnen. Lebt wohl und denkt: es war ein guter Junge, wenn ihn nur dies Unglück nicht getroffen hätte! Lebe wohl, Geliebte! Du Licht meines Lebens! Luft und Odem meines Daseins! Lebe wohl, ich bin todt, vergönne mir Licht und Luft und Odem kaum! Ein großes Los hat Dich aus meinem Herzen gedrängt, ich kann nicht zwei Gegenstände mit gleicher Liebe umfassen! Lebe wohl, und schenke mir eine Thräne! Wähle Dir einen andern und weniger Unglücklichen als ich, und vergiß in seinen Armen den Reichen! Einst, wenn wir uns wieder sehen, erinnere ich mich Deiner kaum. Lebe wohl, und reiß mich aus Deinem Herzen! Lebe wohl, o Muse, Morgenstunde des Lebens, ohne Gold im Munde, lebe wohl! Lebe wohl, Du holz-goldne Leyer! Lebt wohl, Ihr Draht-Silbersaiten! Die Prosa eines großen Loses hat sich meiner bemächtigt! Lebe wohl, Du Lorbeerbüschel! Auf ein großes Los reimt und schickt sich ohnehin die ganze Welt. Eine halbe Million macht unsterblich, denn man stirbt wenigstens nicht Hungers; ein großes Los ist die vortrefflichste Dichtkunst, alle ihre Werke haben Gehalt und guten Klang im Lande, also lebe wohl, meine Muse! Ich bin empor gekommen, ohne mit Keuchhusten den

Parnaß zu erklimmen! Und zuletzt, lebe wohl, lesendes Publicum! Du liesest nie mehr etwas von mir; das ist der einzige Gewinn, den Du aus meinem Unglücke ziehst. Lebe wohl, und denke: der Tod macht alle Fehler gut. Lebe wohl, ich habe Dich geliebt und nach Deinem Beifall gerungen, aber wer ein großes Los gewinnt, liebt nichts mehr, am wenigsten aber ein *lesendes* Publicum. Lebt wohl, ihr holden Leserinnen! Ich habe Euch oft geliebt, denn was man neckt, das liebt man, wie süß war mir das Geschäft, für *Euch* zu *schreiben*. Aber ich muß resigniren; als reicher Mann kann ich *an* und nicht *für Euch* schreiben, denn ich kann Euch etwas *verschreiben*, das sonst kein Dichter kann: eine Hand voll Gold! O, wer eine neue Damenbibliothek mit solchen Schriftstellern anlegen könnte! Lebt wohl Ihr schönen Leserinnen! Ihr habt mir als Schriftsteller oft gegönnt, Euch *in* den Schlaf zu bringen, jetzt erlaubt Ihr mir's vielleicht, Euch *aus* dem Schlaf zu bringen. — Doch, lieber Leser! bald hätte ich vergessen, daß ich noch das große Los nicht gewonnen, daß mich das Unglück noch nicht traf, ich also noch lebe; ja, lieber Leser, noch lebt er, „und lebt Euch Allen zum Verderben!" Denn nun ist's mit Eurem Gewinn, *mein Nichtschreiben*, auch vorbei! Also nicht Adieu, lieber Leser; keinen Abschied, holde Leserinnen! Noch schreibe ich *für* Euch und kann Euch nichts verschreiben als mich selbst, und das an jede insbe=

sondere; denn die neueren Schriftsteller **verschreiben** sich so oft, daß zuletzt gar nichts an ihnen bleibt. Also, da ich noch das Gut nicht gewonnen, so seid, ich bitt' Euch, mir **gut**.

Etwas über den modernen Gesellschaftston.

Wahrlich, es gehören eigene Naturgaben, Kenntnisse, Anstand, Uebung und Anmuth dazu, um im gesellschaftlichen Gespräche, in diesem herrlichen Zweikampfe der Ideen, wo man nicht nur durch den Strom der eigenen Rede, sondern auch durch den des Gegners gedrängt und gehoben wird, glänzen und unterhalten zu können. Jetzt ist in unsern geselligen Cirkeln eine der nothwendigsten Tugenden: Zuhören, denn die kraft- und saftlosen Zungengefechte der meisten Societäten anzuhören, ist eine Kunst, eine Tugend, die man uns jetzt schon in der Erziehung einprägen sollte. „Der Mensch ist ein geselliges Thier," sagt irgend ein Derbdenker, und wahrlich, wenn ich in die Cirkel, Soirées, Kränzchen, Piqueniques, oder wie die Vereinigungsorte der sociabeln Thiere alle heißen mögen, komme, denke ich immer: „Der Mensch ist ein geselliges Thier!" Ehedem lagen tausend Reize in den Freuden eines geselligen Abends; die unschuldigsten und genußreichsten Vergnügungen fand man in einem wohlgeordneten Gespräche und im Austausch der Meinungen, Gefühle und Ideen. Das Lesen des besten Buches ist eine schleppende Geistesbewegung

gegen den lebendigen Buchstaben des Gesprächs; dieses läutert die Begriffe, schärft die Urtheilskraft, erzeugt eine Fülle von Gedanken, befördert den improvisatorischen Scharfsinn, und legt die weichen Folien eines anständigen Scherzes und einer heiteren, fröhlichen Laune um die scharfen Ecken und Kanten des Ernstes. Jetzt haben die Frivolität, die Prachtlust und die Luxuriosität alle Freuden des geselligen Verkehrs todtgeschlagen. Die solide, doch nahrhafte Frugalität eines traulich-heitern Gesprächs behagt der Gourmandise unserer verwöhnten, leckern, genäschigen und vielfressenden Unterhaltungswelt nicht mehr. Wo nicht tausend Lampen die angebornen und angeschafften Reize des schönen Geschlechts in tausend Spiegeln und Bassins myriadenfach zurückwerfen und austrommeln; wo nicht die durch Spiel, Musik, Tanz und Wein aufgeregte Phantasie mit den unzähligen Anwehungen in Wort und Ton, in That und Blick den Schleier der Sinnlichkeit lüftet, und im allgemeinen Aufstand der Sinne die verbotene Waare des Begehrens aus dem Reiche des Ideellen in das Land des Materiellen hinüber pascht; wo die Legion unserer Schnörkeljünglinge und Flachbengel nicht auf Reit-, Schwimm- und Tummelplätzen ihre wahren und vielmehr ihre erlogenen Triumphe über das schwache Geschlecht ausposaunen, und ihre edlen und gutmüthigen Händel in Caffee- und Weinhäusern auf gut renommistisch herauspoltern kann, da findet man sich schrecklich ennuyé!

Wenn sich nun das ungeheure Unglück ereignet, daß ein Kreis des gemischten Geschlechts blos mit einem Gespräche die lange Bank eines Winterabends besetzen soll, da ist es ein komischer Anblick, wie sie um das Ungeheuer der Langweile herumzappeln und sich abmühen und abschwitzen, um die paar dicken Stunden vollends mit Kolben herumzubringen! Mädchen und Jünglinge sitzen sich gegenüber, die Handhaben, Enterhaken und Anfaßmaschinen und Zangen des Tanzes, des Aufwartens, des Courmachens mangeln, und der Geist soll nun zum Geiste sprechen: Thére is the rub! Doch da fängt schon einer an, Anstalt zu machen, baldigst ein paar Worte zu reden; alle Gesichtsmuskeln arbeiten dem großen Werke vor, endlich laufen sie mit der Ladung einer Tagesneuigkeit vom Stapel. Mit Mühe macht sich die kleine Anecdote flott, um an dem ersten Pausenhügel jämmerlich sitzen zu bleiben; darauf reckt ein zimperliches Fräulein den Oberleib, wie ein Ausrufungszeichen vor, das soll heißen: „Richt' euch!" Ein Lächeln reitet als Avantgarde voraus, und ein Rundblick ruft sein: „gáre la téte!" in die Reihe herum; nach diesem Vorrichtungsbogen hört man ein Flüstern; horch! aus dem Mäulchen glucksen, wie aus einem enghälsigen Fläschchen ein Paar Worttropfen heraus, wo denn jeder T r o p f sich des seinen bemächtigt. Darauf erhebt sich ein Dritter, der schon lange im Stillen an Rednerkrämpfen laborirte, und geht nach langem Afterzwange

endlich zum Stuhl einer wohlverdauten Rede ꝛc. So zerarbeiten sich die Galeerensclaven der Gesellschaft an der Ruderbank der Langeweile, bis endlich ein Witzbold den genialen, donnergottwürdigen Weltgürtelgedanken ausspricht, ein Pfänderspiel zu arrangiren. Nun ist der Stein der Weisen gefunden! Ein Pfänderspiel!

Ueberhaupt ist der jetzige Gesellschaftston auch in den gebildeten Cirkeln fast durchaus ein erzählendes Nichts. Man spricht über einen Gegenstand so lange, bis man ihn kopfab und fußauf gerädert hat; das ist die Handwerksmanier der Geselligkeit, man drehet und wendet, faltet und glättet und schniegelt ein und dasselbe Thema so lange, bis es einem ordentlich anwidert. Dieses ist besonders die Manier der gesellschaftlichen und geistigen Faulthiere, die von dem Baume ihres Gegenstandes nimmer herabkriechen wollen. Ein guter Gesellschafter muß wie ein Eichhörnchen auf alle Gegenstände klettern, von jedem einen Kern knacken und einen neuen erfassen. Die Langsamdenker und Langüberleger sind die Sperreisen und Hemmketten eines Cirkels, man muß wie auf einen schweren Frachtwagen auf sie warten, und noch öfters große Strecken zurückgehen, um wieder mit ihnen zusammen zu treffen. Ein noch größeres Gesellschaftsübel sind die Schönsprecher und Zierwörtler, die erst im Stillen das schönste Wortkleid für ihr Gedankenkind zusammenflicken, und die, während der Andere spricht,

nur nach den bunten Wortflittern zu ihrer Meinung trachten; diese sagen gewöhnlich nichts, weil sie durch die Mühe des Reden die Kraft des Denkens verlieren, und nur mit sich beschäftigt sind. Wer lange überlegt, ist ein dürftiger Kopf; schnell wie er empfangen wird, will er geboren sein, der Gedanke des Lichts. Das Genie sprudelt, es wirft die Worte hin, es schleudert sie herum, es schleppt im Nu die Worte und Bilder aus allen vier Welttheilen zusammen, wirft sie um seine Gedanken und sie passen und kleiden gut, sind auch wohl phantastisch, doch nie bizarr. Wer stets urtheilfertig ist, ist nicht nur ein Genie, sondern auch ein Gewissenhafter! er steht nie an, mit dem herauszuplatzen, was er denkt, und hat er sich auch verfangen, er windet sich doch, weicht geschickt aus, und es wird ein Xenophonsrückzug, ein Leonidas-Triumph in der Niederlage. Das satyrische Genie ist der Artillerist des geselligen Corps, er schießt Bresche und ist bei Hauptattaquen unentbehrlich. Der Satyriker ist die Argand'sche Lampe des ganzen Saals, er überstrahlt Alles; doch sei er picant wie ein Schröpfkopf, der seinen Schnepper macht und eher kitzelt, als sticht, aber nicht wie eine Lanzette, die in die Ader des Nächsten fährt, und eine schmerzliche Verblutung nach sich zieht. Die Satyre soll leuchten, nicht brennen, und wie Champagner nur dann umherspritzend aufschäumen, wenn sie geschlagen wird. Der ernsthafte Satyriker fordert, bedingt sich ein Publicum, der

komische reißt Alle hin und wird bedingt, dem Bauer, dem Gelehrten, dem Mädchen wie der Matrone ist er unwiderstehlich. Der Gelegenheitsmacher ist König jeder Gesellschaft, das heißt derjenige, der Andern Gelegenheit giebt und macht, auch ihr Schäfchen in die Heerde der Sprecher zu treiben; die Hebammen und Geburtshelfer anderer Gedanken und Einfälle verdienen und ernten auch den meisten Dank. Ein Verliebter, und wäre er das komischste, das geistreichste Genie, ist zwar ein Gott, wenn seine Geliebte in der Gesellschaft ist, aber eine Null, eine bodenlose Iyra, wenn sie nicht da ist. Die Gesellschaftskrokodile und Großmogule, die jeden Gegenstand allein verschlingen, und die Alleinherrschaft des Cirkels haben wollen, sind die gewöhnlichen Hausübel jeder Conversation, sie liegen wie Stickluft in der Atmosphäre, und man kann kein Wörtchen sprechen. Kommen zwei solche Despoten in einer Gesellschaft zusammen, so vereinigen sie sich gewiß nicht, sondern einer bleibt gewöhnlich ganz stille und es ist kein Wort aus ihm herauszubringen. Das Tödtlichste aber ist, wenn in der Gesellschaft jemand ist, der mit Gewalt unterhalten will; trotz dem, daß er es unmöglich kann; trotz den Farben und Schminken, die er dem faden Antlitz seines Gesprächs aufkleistert, eckelt es uns an. Gott sei Jedem gnädig, den ein solcher guter Gesellschafter parforce in seine Klauen kriegt, das ist eine wahre Walkmühle. Toll vollends aber möchte man werden,

wenn sich petrificirte Gesichter in der Gesellschaft befinden, welche hohen Geschmack affectiren, deren Antlitz wie gepreßter Sammt, immer falb und zweifarbig daliegt, und denen kein Lächeln abzuzwingen ist; diese sind in der Gesellschaft das, was die Prüden unter den Frauenzimmern sind, lächerliche Heuchellarven, die sich im Stillen dem Kitzel desto lebhafter hingeben. Solche Fadiane sollte man aus der Gesellschaft hinausstübern; es sind Eunuchen an Geist und Seele, die selbst kein Kind in die Unterhaltung des Scherzes und Ernstes setzen können, und ihre Impotenz mit dem Mantel einer Xenokratie und freiwilligen Seelenfasten beschönigen wollen. „Schmach dem combabischen Geschlecht!"

Censurlücken und Censurtücken
aus dem Buche des Lebens.

Das „Buch des Lebens," selbst gemacht, verlegt und expedirt von dem großen Unbekannten in den schottischen Hochlanden dort oben, mit dem göttlichen Privilegium gegen allen Nachdruck versehen, dieses „Buch des Lebens," das erste aller Incunabeln, ist gleichwohl von seinem weisen Verfasser unter Censur gestellt worden. Sein Censor heißt: Schicksal! Dieser Censor streicht oft die schönsten Stellen heraus aus den offenen Blättern dieses Buches, und der Mensch füllt die Censurlücken aus mit gepreßten Seufzern, mit traurigen Gedankenstrichen, mit Thränen und rothgeweinten Augen!

O leset, meine Freunde! leset unaufhörlich und andächtig in dem „Buche des Lebens!" es ist die heilige Schrift und die Offenbarung und die ewige Verheißung, und der Weg zur Sühne und zur Gnade, und die Polyglotte des großen Vater Unsers. Wie jedes Buch, hat auch dieses Buch des Lebens zwei weiße Buchbinderblätter eingeschossen, am Anfange das leere Blatt der Kindheit, und am Ende das leere Blatt des Greisenalters. Aber der große Verfasser

theilt dieses Buch verschieden in verschiedene Auflagen an verschiedene Menschen aus, nach den geheimen Ursachen seiner unerforschlichen Weisheit. Dem in Folio, dem in Octav, und dem Andern in Duodez oder Sedez; dem Einen auf dem Velin des Glückes, und dem Andern auf dem Pack- und Elephantenpapier des Elends.

Dem Einen im Crude der Armuth, und dem Andern im Goldschnitte des Reichthums. Vor dem Einen liegt das Buch des Lebens in Sammt und Seide gebunden da, mit fröhlichen Blicken überläuft er die Zeilen, gütige Engel verstecken ihm die Repetiruhr, und die Genien des Glückes schlagen ihm die Blätter um. Dem Andern liegt es schwergebunden, steif mit Holzrücken auf dem Leidenschooße, er liest mit gerötheten Augen darin, das Deutholz des Ungemachs rückt bleiern langsam an den dunklen Zeilen vor, nichts ist ihm interessant in dem Buche als die Seitenzahl, die zum „Ende" führt! — Dem Einen ist das Buch zu kurz, und er möchte beim Schluß noch einmal von vorne zu lesen beginnen, und dem Andern ist es zu lang, ihm wirbeln die Sinne, und er wirft, selbstvergessen, in der Lecture das Buch ermüdet von sich!

So sitzen die Menschen auf der großen Schulbank des Daseins, welche vielen zur Ruderbank, und vielen zur langen wird. Da sitzen sie neben einander, die Menschenkinder, und buchstabiren dieses Buch emsig

fort, aber dabei necken sie sich und stoßen sie sich, und der Eine will dem Andern das Buch wegreißen, und Jeder möchte gerne aus dem Buche des Andern lesen, und Jeder beurtheilt das Buch des Nachbars nach seinem Einbande, und das Menschenkind mit dem Buche des Lebens im einfachen Umschlage beneidet das Menschenkind mit dem Lebensbuche in Maroquin; wenn es aber hineinschauen könnte, würde es sehen, daß das Buch in Maroquin oft mit kummervollen Ausrufungszeichen und stechenden Buchdruckerspießen und schmerzlichen Interjectionen ausgefüllt ist! Ganz Andere wissen gar nicht, was sie lesen, denn zum Theil halten sie das Buch verkehrt in der Hand, zum Theil lesen sie wie Frauenzimmer bloß für die Minute, und bekümmern sich um den bedeutsamen und tiefen Zusammenhang vom Anfange bis zu Ende gar nicht! Am Ende kommt der große Lichtlöscher „Tod,“ und nimmt Jedem das Buch aus der Hand, am Anfange, in der Mitte oder am Ende der Lecture, nach dem Befehle des unsichtbaren Leihbibliothekars; und wenn sie ihre geliehenen Bücher verunstalten, zerreißen und beschmutzt zurück abliefern in die jenseitige Lebensleihbibliothek, da werden sie strenge zur Rede gestellt, und müssen Rechenschaft ablegen über jede verrückte Zeile, über jede mißverstandene Seite, über jedes übersprungene Capitel und über jede freventliche Verletzung des geliehenen Buches!

Dann wird aber auch herantreten an den Au-

tortisch des unbekannten Verfassers manches gebrochene Herz, manche getäuschte Hoffnung, manches zerknickte Gemüth, manch' verwelktes Leben, manche zertrümmerte Seele und manche eingedrückte Brust, und sie werden fragend klagen und klagend fragen:

„Warum aber, großer Verfasser, waren in unserm Buche nur die Leidenstage und die Charwoche, und die Aschermittwoche und die traurige Adventzeit mit großen Cicerolettern in breiten Columnen gedruckt; die Fest- und Freudentage aber, die Palmsonntage und die blauen Montage des Glückes, die Ostertage der Liebe und die Pfingsttage der Hoffnung, und die Carnevalswochen der Freude waren in engen, kleinen Spalten gedruckt mit Petitlettern und Augensandbuchstaben, klein und unleserlich?"

„Warum, o großer Verfasser, hat der unerbittliche Censor „Schicksal" gerade in unserem Exemplar wüthend herumgestrichen; warum hat er bloß allen Trauerzeilen und Jeremiaden, allen Threnodien und Stechepigrammen und Xenien des Unglücks sein „admittitur" ertheilt, aber alle Fest- und Gratulationszeilen des Glückes, all: Canzonette und Madrigale der Liebe, alle Klinggedichte der Freude, und alle Streckverse des Frohsinns unerbittlich ausgestrichen?"

Erste Censurtücke: „Geldlos."

Die Welt wird eingetheilt in zweierlei Menschen, in Menschen, die Geld haben, und in Menschen, die

kein Geld haben, das sind aber gar keine Menschen, es sind entweder Teufel, nämlich: arme Teufel, oder es sind Engel, nämlich: Engel der Geduld und der Entsagung!

Ohne Geld, ohne Zähne und ohne Frau kommen wir auf die Welt; und ohne Geld, ohne Zähne und ohne Frauen gehen wir wieder aus der Welt. Also was haben wir im Ganzen auf der Welt gemacht? Wir haben Geld geschlagen, Zähne gemacht und Frauen genommen! Eine schöne Bestimmung! Bis man die Zähne und die Frauen bekommt, hat man Fieber, Schmerzen, Leiden und Krämpfe aller Art; hat man sie einmal, so thun sie beide einem durchs ganze Jahr weh, und oft muß man sich Zahn und Frau wieder herausreißen lassen. Die Zähne und die Frauen kommen von selbst, und wenn man sie nicht sorgfältig behandelt, so werden sie beide locker; allein das Geld kommt nicht von selbst, und oft geht ein Mensch aus der Welt, ohne Geld gehabt zu haben, und ich wäre sehr neugierig, die Antwort eines solchen Menschen zu hören, wenn er dort drüben gefragt wird: „Was hast Du auf der Welt gemacht?"

Man sagt: „Das Geld kommt nicht recht unter die Leute!" Das ist nicht wahr! Die rechten Leute kommen nicht unter's Geld! Wenn nur die rechten Leute das Geld hätten, so käme das Geld schon recht unter die Leute!

Wer hat das Geld? Die reichen Leute! das ist

das Unglück! wenn einmal die armen Leute das Geld hätten, dann würden wir erst sehen, was ein so reicher Kauz für ein armer Teufel ist! Es ist keine Kunst, reich zu sein, wenn man viel Geld hat, und es ist kein Verdienst, arm zu sein, wenn man kein Geld hat.

Was ist Geld? Geld ist derjenige Klumpen, den unser Hergott ganz unbedeutenden Menschen anhängt, damit sie in seiner Schöpfung nicht ganz verloren gehen, so wie ein guter Wirth an einen gewissen Schlüssel eine schwere Kugel hängt.

Was ist Geld? Geld ist eine Ziffer, die nur bei Nullen, die sich selbst hintan setzen, großen Werth gewinnt.

Was ist Geld? Geld ist ein metallener Stiefelabsatz für kleine Leute, damit man glaube, sie wären eben so groß, als Andere.

Was ist Geld? Geld ist eine Entschädigung, die Gott einer Anzahl Menschen unter der Bedingung gibt, daß sie sich ja nicht unterstehen, von den Erdengütern „Verstand" und „Geist" etwas an sich zu bringen.

Was ist Geld? Geld sind goldene Thränen, die das Schicksal an den Hals eines Kerls weint, der kein Herz im Busen trägt.

Was ist Geld? Geld ist der accent grave auf ein sonst stummes e.

Was ist Geld? Geld ist der metallne Hand-

griff zu einem Herzensglockenzug, der inwendig abgerissen ist.

Was ist Geld? Geld ist der öffentliche Anschlagzettel eines Herzens: „Hier ist das Betteln verboten!“

Was ist Geld? Geld ist die räthselhafte Erklärung eines Wesens, welches sein Ich mit folgenden Worten definirt:

„Wäre ich nicht, was ich habe, so hätte ich nicht, was ich bin.“

Was ist aber kein Geld?!! kein Geld! kein Geld!!

Kein Geld ist ein Ding, von dem alle leeren Taschen voll sind, und welches jeder Mensch, der nichts in der Hand hat, mit den Fingern greifen kann.

Kein Geld ist das Alibi eines Wesens, welches zeugen sollte, daß wir wirklich auf der Welt sind.

Kein Geld ist ein consensuelles Leiden, welches wir durch eine anhaltende Obstruction der Fortuna erdulden.

Kein Geld ist eine leise Einladung der Natur, Schulden zu machen, und ein lauter Befehl, sie nicht zu bezahlen.

Kein Geld ist eine mit sympathetischer Tinte geschriebene Anweisung auf das Himmelreich, die kein Mensch hier lesen kann, bis man den Sand vom Grabe auf sie streut.

Kein Geld ist die romantische Ehe von zwei

Sylben, die ein Leib und eine Seele sind, und die in siebenzig Jahren dennoch weder eine silberne, noch eine goldne Hochzeit feiern.

Kein Geld ist die Erklärung des Schicksals, daß unsere siebenzig Jahre mundtodt sind.

Kein Geld ist ein unwiderstehlicher Hang unserer Börse zur Melancholie und gänzlicher Abgeschiedenheit aus unglücklicher Liebe zu einem nicht zu erreichenden Gegenstande.

Kein Geld ist eine falsche Blödigkeit unserer Finger, so daß man glaubt, sie könnten nicht zwei zählen.

Kein Geld ist das auf Wasser und Brot Setzen unseres Geistes, d. h. auf das Wasser der Poesie und auf die Brotwissenschaften.

Kein Geld ist eine Exposition zu gar kein Geld, eine Präposition zur abstracten Philosophie, eine Position zu einem Finanzministerium, und eine glückliche Disposition zu einer platonischen Liebe.

Kein Geld ist ein Mensch ohne Geld, zu dem der Mensch fehlt.

Kein Geld ist ein permanentes Abonnement suspendu unserer Brieftasche.

Kein Geld ist ein siebenzigjähriges Niesen der Taschen, wobei die ganze Welt sagt: „Helf Gott!“

Kein Geld ist ein Gassenhauer, den die gemeinen Menschen laut singen, die vornehmen aber nur in ihren vier Wänden zwischen Lippen summen!

Kein Geld ist ein leichtes Kopfweh bei hohen Herrschaften, eine Ueblígkeit beim Adel, eine Krankheit beim Militär und ein tödtlicher Nervenschlag beim Kaufmann.

Kein Geld ist der schwarze Staar in den Fingerspitzen.

Kein Geld ist die Propaganda des Ultraliberalismus, und die Kunst, um einen billigen Preis populär zu werden.

Ach! was ist der Mensch ohne Geld? eine abgeleierte Anecdote, ein aufgewärmtes Gericht, ein Text ohne Melodie, eine alte Coquette, eine abgefallene Frucht, ein verlorener Pudel ohne redlichen Finder, ein Kalender vom vorigen Jahr u. s. w.

Ohne Geld kann kein Fürst regieren, kein Minister ministriren, kein Feldherr zu Felde ziehen, kein Baumeister bauen, kein Maler malen, kein Bauer ackern, bloß der Sänger und der Dichter, sie singen und dichten auch ohne Geld; der Dichter dichtet erst recht, wenn er kein Geld hat, er dichtet, wie er eines bekommt.

Zweite Censurlücke: „Mutterlos."

Mutterliebe! Heilige Einleitung zum Buche der Lebens! Süße, erläuternde Exposition des Daseins! Mutterliebe! Edelstein der Sprache! Königin im Reiche der Empfindungen! O Du liebfreundliche Leserin, die Du das Glück kennst, ein geliebtes Kind an Deinen

Busen zu drücken, war es Dir nicht, als ob Alles um Dich herum in einem Meere freundlicher Farben und Töne schwimme, als Du zuerst mit dem Namen „Mutter“ begrüßt wurdest? Eine neue Welt, holde Leserin, ist Dir da aufgegangen, denn die frühere Welt sinkt hinter Dir ein, alle Deine früheren Wünsche und Hoffnungen, alle Deine ehemaligen Lieblingsnei-gungen und Beschäftigungen, Alles, Alles hast Du wie bunte Flitter, von Dir geworfen, und nur Mut-terliebe füllt Dein Herz, und Dein Leben ist nun weiter nichts als der tragende Fittig, der schirmende Arm und die leitende Hand Deines Kindes!

Und Du, lieber Leser, wenn Dir Deine Kind-heit lieblich versummte in den süßen Präludien der Mutterliebe; wenn eine zärtliche Mutterhand Dich geleitet durch die Blumenbeete der Jugend; wenn ein Mutterauge Dich angelacht in den Stunden der Freude; wenn eine Mutterthräne Dich benetzt in den Stunden des Kummers; wenn ein Mutterkuß Dir gekühlt die fieberglühende Stirne; wenn ein Mutter-trost Dir beschwichtigt den Aufruhr des Herzens; wenn ein Mutterhaupt sich über Dich gebeugt in Nächten des Leidens; wenn eine Mutterhand Dich hinausführt in den Tagen der Genesung; wenn ein Mutterarm Dich einschloß in den Stunden der Ver-zweiflung, dann, dann, o mein glücklicher Leser, hast Du gekostet den Honigseim des Lebens, und empfun-den das Göttertheil in Deinem sterblichen Wesen!

Wehe aber dem, dem die Censur des Schicksals sogleich den großen Anfangsbuchstaben aller Seligkeit herausstrich aus seinem Leben! Wehe dem, der mutterlos wandelt durch das Labyrinth seiner jugendlichen Tage; wehe dem, der das Heiligste verlor, bevor er es innig zu lieben vermochte! Wehe dem, der mutterlos ausgesetzt wird an den Strand des Daseins; dem vor dem ersten Jugendroth des Lebenstages seine liebende und wärmende Sonne in das Grab sank, und der dann hinuntersteigt in den finstern Schacht seiner Zukunft, an geborgten Grubenlichtern, an fremdem Fackelscheine! Die oberste Blüthe seiner Freuden ist für immer verwelkt, und der Zündgipfel seiner Wonne eingestürzt!

Ach, es ist traurig, es ist herzzereißend, sich selbst die Gestalt der hingegangenen Mutter nicht mehr zurückrufen zu können, um sich in Leid und Freud mit ihr kindlich zu besprechen; um sie anzurufen in Stunden der Einsamkeit; um sie zu umfangen in den Augenblicken eines tiefen Wehes; um sie anzuflehen um Trost, um Hülfe, um Stärkung in den Momenten der Trauer, der Wehmuth und der Entsagung!

Ist es nicht eine grausame Censurlücke des Lebens, wenn man nicht einmal in der Seele tragen kann das Bild einer theuern allzufrüh verlorenen Mutter? Wer nur das kann, der kann in langen Leidensnächten, wenn er, den Kopf auf die Hand gestützt, mit Thränen in die Finsterniß hineinschaut,

dieses Bild hinsetzen vor sein Bett und sich mit ihm weinend besprechen, auf seine Hand weinen die gesalzenen Tropfen, und aushauchen sein tiefes Leid vor dem theuern Schatten! Der kann das theure Bild mit sich gehen lassen in den Kummergängen seiner Tage, und sein brennendes Antlitz kühlen an dem vergegenwärtigten Bilde! Der kann sich in das theure Andenken einwickeln und schluchzend einhüllen, wie ein Kind in das Gewand der Mutter und unter die Falten des Kleides sich verbirgt vor den Gespenstern der Luft! Der kann in dem Augenblicke, wo der schmerzliche Abfall von Freundschaft und Liebe einen großen ewigen Riß durch sein Herz reißt; in dem Augenblicke, wo alle ausgesteckten Fühlhörner seiner Seele an kalte Eisspitzen anschossen, und wie schneidende Dolche in seine Seele zurückfuhren; in dem Augenblicke, wo alle freundlich emporsteigenden Hoffnungsnebel wie fallender Hagel und Schloßen niedersanken, und sein Gemüth zerschlugen; der kann dann mit dem ernsten Lächeln sich anlegen an die Gestalt seiner Mutter, und sich in wollüstiger Schmerzenstäuschung an sie anschmiegen und ausrufen: „Weine mit mir, süße, süße Mutter!"

Wem aber auch nur das Schicksal es gegönnt, die fromme Stätte zu besuchen, wo seine Mutter ruht, wem es gegönnt ist, an das Grab seiner Mutter wallfahrten zu können in den Stunden des Schmerzes, ist glücklich zu nennen! Wenn das Leben

noch vor einem dasteht mit seinen italienischen Blüthenthälern der Liebe, mit seinen Maiabendhimmeln voll Regenbogen, wie ein Weihnachtstisch voll Christbäumen und Bescherungen, wie eine Spielgruppe rosiger Kindlein; wie das Lächeln eines bräutlichen Mundes; wie ein Heilandblick voll Gnade, und schöne Hoffnungen unsere Brust übergießen von mal zu mal mit süßem Schauen, und da kommt plötzlich der eiserne Hohn des Geschickes, und verschüttet die Blüthenthäler, und zerreißt die Regenbogen, und entblättert die Christbäume, und verjagt die rosigen Kindlein, und zerschneidet das bräutliche Lächeln, und überzieht den Heilandsblick mit einem fortquellenden Blutstropfen, und man steht dann so allein da in seiner einst so reichen, jetzt so armen vernichteten Gefühlswelt; dann ist es Trost und Labung und Erhebung, sich hinzuwerfen auf den Leichenhügel seiner Mutter und das Bahrtuch der Erde durchzuweinen, und geistig hineinzuschauen in den geöffneten Sarg, und in das wehmüthig freundliche blasse Muttergesicht alle unsere zerrissenen Hoffnungen als ewige Vergeltungen lächeln und blühen zu sehen.

Wer sich aber nicht einmal niederwerfen kann auf das Grab seiner Mutter, wenn er alles Lebensglück eingeäschert hat, dem folgt ein pressender Schmerz durch seine Tage, denn ihm gab das Schicksal nicht einmal einen Ort, wo er weinen kann!

Der Katzenjammer nach dem Börsenrausche,

oder:

„Warst nit aufig'stiegen warst nit abig'fallen!"

Eine Börsenvorlesung, gehalten auf der Stiege des Börsenhauses.

Sie wandern rastlos hin und her,
Abwechselnd voll und wieder leer!"
Schiller.

„Lieben Freunde, es gab schön're Zeiten
Als die unsern — das ist nicht zu streiten!"
Schiller.

„Wohl dem, der frei von Schuld und Fehle,
Bewahrt die kindlich reine Seele!"
Schiller.

„Hier wird der Reiche schnell zum Armen,
Und der Aermste dem Fürsten gleich;
Wie der Wind mit Gedankenschnelle
Läuft um die ganze Windesrose,
Wechseln hier des Geschickes Lose!"
Schiller.

Kein Ort der Welt, meine freundlichen Hörer, ist so zu erbaulichen und moralischen Betrachtungen geeignet, als diese Stiege! Diese Stiege, die Scala des Reichthums und der Armuth, diese Stiege, die man, wie den Berg Sinai, schwerer hin-

unter als hinauf steigt, diese Stiege, die wie die Molltonleiter fast immer hinabgeht, diese Stiege, der „Wendekreis des Krebses," wenn die Papiere zurückgehen, diese Stiege ist der Punkt, den ich mir zu meiner Vorlesung ausersehen habe, da sitz' ich und „Blicke mit Schwindeln hinauf, blicke mit Schaudern hinab!"

Hier

„Auf diese Stufen von Stein will ich mich setzen,
Dem Wanderer zur kurzen Ruh bereitet,
Denn hier ist keine Heimat, Jeder treibt
Sich an dem Andern rasch und fremd vorüber
Und fragt nicht nach seinem Schmerz! — Hier geht
Der sorgenvolle Kaufmann und der leicht
Geschürzte Rentner, der eilende Sensal,
Der düst're Bahnmann und der heit're Actionär,
Der Nehmer mit der schwerbelad'nen Kost u. s. w.

Ich sitze da, am Tage des Falles von Jerusalem, und singe meine Kino's:

„Die Wege Sion's sind verödet!"

Auch ich speculire mit Papieren, m. f. H. u. H., aber ich könnte Monate, Jahre lang hier sitzen, Niemand wird meine Papiere in die Kost nehmen oder geben, Niemand wird mit mir auf Zeit abschließen;

Der heutige Augenblick, m. f. H. u. H., ist günstig, günstig zu Betrachtungen über die Wandelbarkeit des Geschickes, über den Umsturz der Dinge, über das rollende Rad des Glückes, kurz, zu den

rührendsten Variationen auf das Thema: „Warst nit aufig'stiegen, warst nit abig'fallen!"

Das Leben, m. f. H. u. H., ist ein Traum, die Börse ist ein Rausch: man sieht Alles doppelt, man glaubt oft, man ist voll und ist doch leer, man glaubt oft, man ist dick, und man ist doch nur geschwollen, man glaubt oft, die ganze Welt gehört uns und das ist ein Aberglaube, denn in der ganzen Welt gehört uns gar nichts, man glaubt, die ganze Welt dreht sich um uns herum, und es ist ein Schwindel; in diesem Rausche halten wir die Börse für den Himmel, und den Himmel für eine Börse; der Mond ist ein wahrer Börsenspeculant, darum erscheint er bald mit vollen, bald mit leeren Taschen und oft ist er ganz auf dem letzten Viertel: darum nimmt er abwechselnd ab und zu; die Wandelsterne sind die Sensale, die ewig ihren Ringkreis gehen, und die Sterne, die sich schneuzen und verschwinden, sind die ehrenwerthen Männer, welche ausbleiben! Ich glaube selbst, daß der Himmel eine Börse ist, denn er ist ewig in einen blauen Dunst gehüllt!

In den Himmel der Börse, m. f. H. u. H., führt eine Himmelsleiter, eine sogenannte „Stellage," von der schon Schiller sang:

„Sie baut sich auf im Augenblicke
Und schwindelnd steigt sie in die Höh'"

Aber, m. f. H. u. H., auf eine Stellage muß man behutsam steigen, denn je mehr man dem Schwin-

del unterworfen ist, desto eher purzelt man herunter; und wenn man so unten an der Stellage liegt, so reicht Einem kein „Liebhaber“ und kein „Contremineur“ die Hand, um Einem wieder auf die Stellage hinauf zu helfen, sondern Jeder lächelt höhnisch und sagt:

„Warst nit aufig'stiegen, warst nit abig'fallen!“

Ja, m. f. H. u. H., das „warst nit aufig'stiegen“ ist ein wahrer Confuciusspruch, und ist überall anzuwenden! Hier steigt ein Mann, der seine jährlichen paarmalhunderttausend Renten hat, auf den Pegasus hinauf; er spornt den Pegasus, er reißt ihn an der Trense hin und her, er kitzelt ihn, er peitscht ihn, der Pegasus bäumt sich, der Reiter liegt am Boden, streckt alle Viere von sich, und die Zuschauer rufen hohnlachend:

„Warst nit aufig'stiegen, warst nit abig'fallen!“

Ja, m. f. H. u. H., wer da auf dieser Stiege auf- und absteigt, der muß daran denken, daß er auf einem Luftballon in die Höhe getrieben wird, von Wind und Dampf, und daß an diesem Luftballon kein „Fallschirm“ angebracht werden kann! Wer auf diesem Luftballon aufsteigt, muß einen guten Pelz haben! Er muß gefaßt sein, von jedem Windstoß dorthin und dahin getrieben zu werden, er kann nie wissen, wo, wann und wie er herunterkommt; — er kann nicht wissen, wo er hängen bleibt; — er muß einen langen Athem zum Aushalten ha-

ben, — und wenn alle Stricke reißen, das Papier am Ballon platzt, und der Luftsegler von seiner Chaussee in die Baisse fällt, so heißt's wieder:

„Warst nit aufig'stiegen, warst nit abig'fallen!"

Ja, m. f. H. u. H., die Börse ist ein Frauenzimmer, je mehr Liebhaber sich bei ihr einfinden, desto verführerischer scheint sie der Welt, allein endlich bleiben auf der Börse und bei dem Frauenzimmer die Liebhaber und Speculanten aus, nur wenige solide, feste Männer halten aus, eine Oede tritt ein, die Schaaren sind gelichtet,

Leergebrannt
Ist die Stätte
Wilder Stürme rauhes Bette!

Ach, und es ist doch noch ein Unterschied, nämlich: wenn bei einem Frauenzimmer Einer ausbleibt, so bleibt er allein aus, aber wenn auf der Börse Einer ausbleibt, so bleibt er „mit noch" aus, er nimmt kein süßes Angedenken mit, aber er läßt ein bitteres Angedenken zurück!

Aber wenn man die Börse sieht in ihrem Flor, Ilion im Glanz, welches Leben, d. h., wenn Einer leben will, wie muß er den Andern treiben! Welches Lärmen, welches Tosen:

„Wer zählt die Völker, wer die Namen,
Die handelnd hier zusammenkamen?
Vom Lerchenfeld, vom Thury-Paß,
Vom Katzendorf und von der Judengass',
Vom Nikolsburg's entleg'ner Küste,

Von allen Dörfern kommen,
Selbst der da feil hat Gänsebrüste
Kommt fragend her: „wie stehen sie?"

Aber wenn der Tag kömmt:

„Dies iraæ, dies illa
Tag des Schreckens, Tag der Zores!"

Der Tag der großen Abrechnung, der Vorabend des großen Jomkipurs, an dem Jeder seine Schläge kriegt, wo Einer dem Andern seine Schläge austheilt, ja, wo sie die Schläge gar nicht zählen, ob Neunundreißiger oder Vierziger; an diesem Tage, wo Einem die Schuhe zu weit werden und man sich auf die Strümpfe macht, an diesem Tage, da ist Ilion wüst und verwaiset! Große Zahnlücken sind in den Reihen zu bemerken; wie nach einer Schlacht fragen sich die auf dem Platz Gebliebenen um die Zahl der Todten, Hartblessirten und Vermißten mit Zahlen und Zahlungen! Und Mancher, der

„Mit König Friedrich's Macht
Gezogen in die Prager Schlacht,
Der hat nicht mehr geschrieben,
Und ist zu Hauf' geblieben!"

Und ist zu Hause geblieben! Ach, wer schildert wer gibt ein Bild von einem solchen zu Hause geblieben?

Seht, da sitzt er auf der Matte,
Aufrecht sitzt er da,
Mit dem Anstand, den er hatte,
Als er die Börs' noch sah!

Doch wo ist die Kraft der Fäuste,
  Wo des Athems Hauch,
Als er noch schrie, der Dreiste:
  Ich nehm' mit Vierzig auch!"
Wo die Augen, falkenhelle,
  Die auf der Actie Spur
Waren von der Börsen-Stelle,
  Bis auf die Grünanger-Flur?
Diese Arme mit dem Zettel,
  Mit „Dividend" und „Schluß?"
Seht, zu Ende ist der Bettel,
  Und er thut mehr keinen Schuß!
Wohl ihm! Er ist heimgegangen,
  Wo kein Kostherr frißt,
Wo noch, eh' ein Jahr vergangen,
  Mancher von uns ist! —
Sitzt zu Haus' dermalen,
  Läßt uns hier allein,
Daß wir hier bezahlen
  Die „Differenzen" sein!
Und so geht denn der Chineser
  Einst hinab in's Grab,
Als nähm' er Livorneser
  Mit sich noch hinab!

Industrie-Ausstellung

aller

inländisch fabricirten Gattungen von Liebe, als: Freundesliebe, Elternliebe, platonische Liebe, Ordnungsliebe, Kriegs- und Friedensliebe, Gerechtigkeitsliebe, Kunstliebe, Gesundheitsliebe und Menschenliebe.

Vor Allem, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, muß ich Sie ganz submissest um Entschuldigung bitten, daß ich Ihnen von Dingen spreche, die gar nicht existiren! Allein, glauben Sie mir, man findet noch Liebe! Und wo? Im „Conversations-Lexicon," da finden Sie noch „Liebe" zwischen „Lichtmeß" und „Lindwurm!"

Im Conversations-Lexicon, m. f. H. u. H., da finden Sie die „Liebe" grade wie in manchen Frauenherzen, nämlich in der „achten Original-Auflage!" Schiller sagt: „Die Welt wird erhalten durch Hunger und durch Liebe!" Es ist gut eingerichtet, m. f. H. u. H., die Welt wäre schon lang zu Grunde gegangen, aber die gütige Natur erhält das Gleichgewicht! Da es immer weniger Menschen gibt, welche

lieben, so gibt es daher immer mehr Menschen, welche hungern, und so erhält sich die Welt!

Hunger und Liebe erhalten die Welt! Nun wissen wir also, m. f. H. u. H., wem wir die Erhaltung der Welt zu verdanken haben! Wenn so ein armer Teufel, der nichts zu essen hat, recht bis über die Ohren verliebt ist, der erhält die ganze Welt, nur sich nicht!

Wenn ein Hungeriger verliebt ist, bei dem hat der Magen Herzklopfen und das Herz hat den Magenkrampf.

Wenn ich so unbescheiden sein darf, Ihnen zu sagen, daß ich ein Dichter bin, so werden Sie mir ohne Zeugniß glauben, daß ich einige Mal damit beschäftigt gewesen, zu lieben, und wenn ich Ihnen ferner sage, daß ich ein deutscher Dichter bin, so werden Sie mir ohne Magerkeits-Zeugniß glauben, daß ich einige Mal gehungert habe, ich kann mir also schmeicheln, mehr als ein Mal die Welt erhalten zu haben! Darum, m. f. H. u. H., soll die Welt nicht lachen, wenn ich in meinem Alter noch liebe! Um die Welt zu erhalten, muß man alle Opfer bringen! Je älter der Mensch wird, desto mehr muß er lieben, denn im Alter nimmt der Appetit ab, da kann man also durch Hunger die Welt nicht mehr erhalten, darum muß man alles Mögliche thun, um sie durch Liebe zu erhalten! Wenn Sie also, m. f. H. u. H., einem alten Mann begegnen, der in Liebe prasselt wie

altes Holz, so müssen Sie allen Respect haben, denn der muß Sie erhalten!

Nach Schiller, m. f. H. u. H., könnte man doch noch immer lieben, auch nach der Erklärung, welche das Conversationsblatt von dem Wesen der Liebe gibt, dürfte es nicht schwer sein!

Nach dem Conversations-Lexicon ist die Liebe nichts als: „ein ewiger Drang nach einem freien Wesen!“ Und wahrhaftig, die Männer lieben jetzt das freie Wesen im Umgang so, daß der freie Drang vollauf zu thun hat!

Adam und Eva haben zu allererst die Welt durch Hunger und durch Liebe erhalten, denn der Hunger hat sie angetrieben, den Apfel zu essen!

Adam und Eva waren die ersten Muster der Gattenliebe! Er hat an kein anderes Frauenzimmer gedacht, und sie hat auf keinen anderen Mann gesehen! Auch war Adam gar nicht eifersüchtig! Nicht einmal auf die Affen, die seine Hausfreunde waren, denn für einen eifersüchtigen Mann ist auch ein Affe ein fürchterlicher Gegenstand!

Liebe und Ehe! Liebe ist die Ouverture zur Oper der Ehe! Allein jetzt trifft sich's oft, daß eine Oper gegeben wied und eine ganz fremde Ouverture dazu! Ja, manche Ehe-Oper wird ganz ohne Ouverture gegeben!

Was ist die Liebe? Fragt die Blumen, und sie können nichts antworten, aber sie duften; fragt die

Nachtigallen, und sie können nichts antworten, aber sie singen; fragt die Sterne, und sie können nichts antworten, aber sie leuchten; fragt die Wolken, und sie können nichts antworten, aber sie brechen; fragt die Herzen, und sie können nichts antworten, aber sie seufzen; fragt die Augen, und sie können nichts antworten, aber sie weinen! Was ist also die Liebe? Die Blume sagt zu ihr: für Dich blüh' ich, der Stern: für Dich glüh' ich; die Nachtigall: für Dich sing' ich; die Quelle: für Dich spring' ich; der Bach sagt: Dir rausch' ich; das Echo sagt: Dir lausch' ich; die Thräne sagt: für Dich sprech' ich; und das Herz sagt für Dich brech' ich!

Die wahre Liebe hat fünf Selbstlauter: Sehnen, Seufzen, Weinen, Wünschen, Träumen! Alle Blumen und alle Sterne sind ihre Mitlauter; Ahnungen, Gedanken, fliegende Wolken, rauschende Bäche sind ihre Worte, der Schmerz ist ihre Sprachlehre, und Schweigen, Einsamkeit und Dämmerung sind ihre drei Freunde, mit denen sie sich im Sprechen übt!

Das Gold, m. f. H. u. H., wird nicht in Balsam, sondern im Feuer erprobt; ein Schiff wird nicht in Windstille erprobt, sondern im Unglück; die Bescheidenheit wird nicht beim Lobe erkannt, sondern beim Tadel, und die wahre Liebe wird nicht erprobt am Sonnenglanze der Beglückung, sondern an der Wasserprobe der Thräne! Es ist das Muttermal echter heiliger Liebe, daß sie aus dem zerrissenen Herzen

am glühendsten und heißesten entspringt, sowie aus zerrissenen Felsen und zerklüftetem Gestein die heißeste Quelle hervorsprudelt!

Die Ehe, m. f. H. u. H., ist der Pruth der Liebe; wenn der einmal überschritten ist, müssen beide Parteien stets unter Waffen steh'n. Die Ehe ist ein bewaffneter Friede.

Mann und Weib, m. f. H. u. H., sind ein Paar, Mann und Weib sind wie ein Zwillingspaar, das am Rückgrat zugewachsen ist; beide haben ein und dasselbe Kreuz!

Der Krieg in der Ehe führt uns gleich zur Kriegs- und Friedensliebe!

Aus dem Krieg in der Ehe, m. f. H. u. H., will ich Ihnen das Wort „Junggeselle" erklären. Haben Sie noch nicht darüber nachgedacht, wie sonderbar die Benennungen der beiden Geschlechter sind? Warum sagt man „Frauenzimmer" von einem weiblichen Wesen und von einem männlichen Wesen nicht auch „Männerzimmer?" Warum sagt man hingegen „Junggeselle" und nicht „Mädchengeselle?"

Aber nur die Frauen sind in der Liebe sogleich Meisterinnen, die Männer sind Jahre lang zuerst Lehrbuben, und bekommen von der Meisterin erst gar viele Kopfbeutler, bis sie Gesellen werden; bis sie Meister werden wollen, müssen sie erst lange wandern, und da die Ehe ein Krieg ist, so müssen diese

Junggesellen erst auf die Wanderschaft gehen, denn sie müssen für den Ehestand fechten lernen!

Aber es gibt gar keinen Junggesellen mehr, es gibt nur alte Junggesellen und junge Altgesellen!

Ebenso gerechtfertigt als der Name Junggeselle ist der Name „Frauenzimmer," denn die Frauen und die Frauenherzen sind wie die Zimmer. So ein Frauenherz hat, wie ein Zimmer, mehr Fenster als Thüren, es schaut mehr heraus als hineingeht; gar viele Frauen sind wie die Zimmer, sie werden geputzt und schön zusammengeräumt, wenn Fremde kommen, für den Mann sind sie ungeputzt und unaufgeräumt gut genug! Die Frauen sind die Zimmer und ihre Männer sind nichts als die — Zimmerputzer, — sie putzen sie für Andere! So ein Frauenherz ist wie ein Zimmer mit einer großen Flügelthür für den Herrn Gemahl und noch einen Separat-Eingang. Viele Frauenherzen sind wie ein Badner Miethzimmer; selten daß ein Stück Möbel d'rin ist, das nicht wackelt; — gut zu versperren ist gar nichts; wenn man die Fenster noch so gut zumacht, es zieht in dem Herzen doch von allen Seiten und ist windig. Und so ein Herz ist auch darin wie ein Badner Zimmer, wenn es auch jetzt bewohnt ist, in den Augen lassen sie den Zettel doch hängen: „Hier ist ein Herz zu vergeben!" Man kann nicht wissen, wann der auszieht!

Die Kriegsliebe in der Ehe zeigt sich erst immer

mit einem Wortgefecht! Da bleiben die Frauen immer Sieger mit der Zunge! Man kann sagen: sie umzüngeln den Feind!

Manchmal schlagen die Frauen in der Ehe Allarm für gar nichts, bloß um zu sehen, ob zur Zeit der wirklichen Gefahr Alles gut gehen wird, dann bekömmt der Mann eine Tageslöhnung!

Es gibt nur ein Mittel, die Frauen zum Schweigen zu bringen, nämlich: sie ausreden zu lassen! Das dauert freilich lange, aber am Ende nützt es doch und der Zungenstillstand führt zum Frieden!

Der Krieg in der Ehe, m. f. H. u. H., ist so gut ein Naturgesetz wie der Krieg überhaupt! Die Welt ist auf Krieg angewiesen! Der ewige Frieden ist gerade eine solche Redensart wie die ewige Treue! Eine schöne Idee, aber nicht practisch! Wenn der ewige Frieden zu Stande käme, so wären am Ende zu viel Männer auf der Welt, und wenn die ewige Treue zu Stande käme, wären am Ende zu viel Weiber auf der Welt! Zu viel Weiber kann's aber gar nicht auf der Welt geben, folglich ist die ewige Treue und das Silbergeld eine Chimäre!

Jetzt, m. f. H. u. H., in dem eisernen Zeitalter, wo der Mensch nur so kurze Zeit auf der Welt ist, wo der Mensch und wenn er noch so diät lebt, und wenn er auch nie eine Frau und nie einen Arzt nimmt, doch nicht länger als siebzig Jahre lebt, ist die Treue bis zum Grab eine Bagatell; aber ver-

setzen Sie sich in die Lage von Methusalem, der 935 Jahre gelebt hat, wenn der hätte wollen die Treue bis zum Grabe halten, er hätt's gar nicht erlebt! Wie viel ewige Treue würde jetzt ein Mann zerreißen nnd abtragen, bis er 900 Jahre alt wird?

Friede ist nur in der Ewigkeit, das ist der ewige Friede, in der Zeitlichkeit ist Krieg von Zeit zu Zeit so nöthig wie ein Ungewitter in der Atmosphäre! Vom Anbeginn der Welt ist und war Krieg! Jakob und Esau haben schon im Mutterleib den Nationalkrieg begonnen!

Ueberhaupt hat man in der patriarchalischen Zeit mit ganz anderen Waffen gekämpft und anders Frieden geschlossen! Simson hat gegen seine Feinde keine andere Waffe gehabt als eine Eselskinnbacke; wenn eine Eselskinnbacke jetzt noch als eine Waffe angesehen würde, wieviel tausend Menschen würden nicht wegen heimlichem Waffenbesitz bestraft werden?!

Deutschland hat durch seinen Frieden mehr gelitten als durch seine Kriege, Deutschland verdankt sein Wohlbefinden viel mehr den westphälischen Schinken als dem westphälischen Frieden!

Leider glauben wir sogar, daß die Ordnungsliebe der Friedensliebe jetzt quer in den Weg tritt, d. h. insoferne, daß jetzt Jedermann bewaffnet sein muß, bewaffnet mit Kraft, mit Muth, mit Energie und klarer Erkenntniß der Dinge, um seine Familie zu vertheidigen. Denn jeder Mensch, m. f. H. u. H.,

hat drei Familien, eine gibt ihm die Natur, eine das Herz und eine die Gesinnung; und diese Familie, die uns die Gesinnung gibt, die bildet das Familiendrama der Gegenwart, alle, die zu einer Familiengesinnung gehören, müssen stets in Geist und Rede bewaffnet sein gegen den Krieg, den das Scheidewasser mit der Farbe, der Moder mit dem Stoff, der wilde Strom mit dem Damm, das Erdbeben mit allem Bestehenden, und die Brandstifter gegen die Feuerwächter haben.

Nur dann, wenn die Weltfamilie der Bessern und Lautern die Familie besiegt haben wird, welche unter der Herrschaft brennender Worte steht, unter der Disciplin des rohesten Egoismus, unter der Subordination des Irrseins und unter der Nebelkappe der allgemeinen Zertrümmerung, dann erst wird es Zeit sein, die Menschen zu entwaffnen! Dann wird der ewige Friede noch eine halbe Ewigkeit lang nicht da sein, und bis die andere halbe Ewigkeit kommen wird, wird's auch noch eine lange Zeit dauern, aber dann! dann! dann wird ewiger Friede sein! Dann wird, wie der Prophet sagt: dann wird der „weiße Wolf" beim „goldenen Lamm" wohnen, der „schwarze Hund" wird mit der „weißen Katze" eine Friedenspfeife rauchen; die Schafe werden keinen Husten und die Katzen keinen Jammer mehr haben, die Tenoristen werden ihre Stimme und die Ehemänner ihre Geduld nicht mehr verlieren: die Haus-

herren werden nicht mehr steigern und der Vesuv wird anstatt Feuer Maccaroni auswerfen; die politischen Blätter werden von ihren Enten leben, und der dümmste Mensch wird so klug sein wie jeder Esel; der Antithierquälereiverein wird sich auflösen und jedes Vieh wird sich seines Herrn erbarmen; Mann und Frau werden aus einer Schüssel essen, der Regenbogen und der Steuerbogen werden Hand in Hand gehen und gerne gesehen werden; die englische und französische Flotte werden wie die Juden durch's rothe Meer gehen und werden sich die Füße nicht naß machen; der Staub in Baden wird von selbst zum Brunnen kommen und sich niedersetzen; Baden, Weikersdorf, Guttenbrunn und Dörfel werden ein einiges Deutschland ausmachen; die Mineral-Schwimmschule wird den Vöslauer Teich umarmen, als wäre es ihre Cousine; die Juden werden alle Häuser in Baden haben und die Börse wird auf den Ursprung verlegt; keine Laterne wird ausgehen; im Park wird jeden Mittag Tugend mit Schwefelgeruch sich mischen bis Mitternacht; und in den Badelisten werden die Titel aufgehoben sein, und jeder der d'rin steht, wird ein Mensch sein!

Die sieben Weisen Griechenlands werden die sieben Mädchen in Uniform heiraten und lauter Gemeinderäthe erzeugen; die fünf Welttheile werden in einen Band gebunden werden und als sechster Theil von Rinaldo Rinaldini erscheinen. Rothschild

wird schreien: Um Gotteswillen, wer will Geld geliehen haben? und nicht ein Schullehrer oder Finanzminister wird sagen: Ich! Die Wallachen, Hanaken, Wenden, Tungusen und alle slavischen Völker werden singen: Wo ist das deutsche Vaterland?

Alle Männer werden barfuß auf den Pfad der Tugend gehen, wodurch die Annehmlichkeit entsteht, daß die Frauen im Park nicht verurtheilt sind zu täglicher Strumpfstrickarbeit in leichten Schweißen. Der Weg durch die Krainerhütte wird geschottert werden mit ebenen Ballettänzerinnen und Leitartikeln, damit die Wiener Pferde wandeln auf Rosen und Vergißmeinnicht; die „Moriz-Ruh" wird eine Wallhalla sein, in welcher alle Mäcene Badens ein Table d'hote errichten werden, das Couvert zu drei Kreuzer mit Wein, Reunion und geselligen Scheintodt; die große allgemeine Jammerpepi, welche in Europa immer da wohnt, wo etwas zum Durchbruch kommt, wird in die Milchstraße versetzt, und in der ganzen Welt wird sein ein gelobtes Land, wo da fließt saure Milch, bitterer Honig und unterirdischer Ueberfluß!

An die ewige Friedensliebe schließt sich die ewige Gerechtigkeit, die Gerechtigkeitsliebe an!

Die Liebe zur Gerechtigkeit ist eine unglückliche Liebe! sie findet keine Gegenliebe! Die Gerechtigkeit ist eine curiose Frau! Sie läßt sich lieben, aber sie erhört selten Jemanden!

Die Gerechtigkeit hat Hausfreunde: Das sind

Rechtsfreunde! Die Doctoren der Gerechtigkeit. Die Advocaten sind also Frauenärzte! Aber sie sind wie alle Frauenärzte, sie behandeln ihre Patientin, die Gerechtigkeit, ganz lang, sie lassen sie gern lange krank, damit sie ihr nur immer verschreiben können.

Den Menschen, m. f. H. u. H., geht's mit den Krankheiten, wie mit einer bösen Frau. Wenn ein Mann mit der bösen Frau zankt, ruft der arme Teufel den Schwiegervater zu Hilfe, der Schwiegervater bringt die Schwiegermutter mit und nun hat der arme Teufel anstatt gegen eine, gegen drei Personen zu kämpfen.

So ist's mit der Krankheit; wenn der Mensch die Krankheit verspürt, ruft er den Schwiegervater der Krankheit, den Doctor, zu Hilfe. Dieser bringt die Schwiegermutter, die Medizin mit, und nun hat der Patient gegen drei, gegen die Krankheit, gegen den Doctor und gegen die Medizin zu kämpfen!

Es gibt Allopathen, Homöopathen und Hydropathen. Alle drei befördern den Menschen in den Himmel!

Die Allopathen durch beständige geheimnißvolle Eingebungen.

Die Homöopathen durch anhaltendes Fasten.

Und die Hydropathen sagen also: Der Mensch ist aus Erde gekommen, die Erde ist aus Wasser gekommen, ergo fort wieder mit dem Menschen durch's Wasser in die Erde.

Aber die Allopathen, m. f. H. u. H., sind doch bessere Menschen als die Homöopathen; die Homöopathen lassen gar keinen Menschen leben, die Allopathen aber, wenn sie auch die Patienten nicht leben lassen, so lassen sie doch die Apotheker leben!

Menschenliebe! Was ist das für eine Liebe! Ist Menschenliebe und Nächstenliebe eins und dasselbe? Nein! Nach dem Gesetze der Nächstenliebe braucht man bloß seinen Nachbar zu lieben, aber die Menschenliebe geht noch weiter, die geht bis über die Straße, bis ein paar Meilen weit!

Man soll alle Menschen lieben! Ich bitte Sie, m. f. H. u. H., schauen Sie sich alle Menschen an und sagen Sie mir, ob das nicht viel begehrt ist! Der Himmel wird nicht unbillig sein. Man thut, was man kann; jeder Mann liebt so viel Frauen als möglich, jede Frau liebt so viel Männer als möglich, aber das Herz hat auch seinen Rubicon! Es hat mich ohnehin längst verdrossen, daß man sagt: „Alle Menschen sind Brüder," und nicht „Alle Menschen sind Schwestern!" Man trinkt Bruderschaft und nicht Schwesterschaft! Das kömmt vom Egoismus der Männer! Sie glauben ganz allein zu fühlen, was die Menschenliebe unter Brüdern werth ist!

Und doch wohnt die Fürstin Menschenliebe mit ihrer Hofdame, die Barmherzigkeit, und mit ihrer Palastdame, die Aufopferung, und ihrer Schlüsseldame, die Hingebung, nur im Frauenherzen! Die Männer

genießen von der Menschenliebe nur den Genuß und nicht das Leid, aber das Herz der Frau, wenn es in Menschenliebe aufgeht, genießt nicht nur den Duft der Blüthe, nicht nur den Sammt der Blätter, nicht nur die Zartheit des Kelches, nicht nur die Süßigkeit der Frucht, sondern auch die Wunde der Rinde, die Bitterkeit der Wurzel, den Schmerz des herben Zerknickens und Hinwelkens! Die Männer weinen höchstens nur über sich, ihre Thränen sind nur das ausgetretene Wasser des Schmerzes und Mitleids mit sich selbst, oder das Haderwasser mit dem Geschick, aber die Thränen der Frauen sind das heilige Taufwasser fremder Leiden, fremder Schmerzen!

Man soll alle Menschen lieben! Das ist eine schwere Aufgabe! Und grade die Nächsten sind am wenigsten zu lieben, weil man sie am besten kennt! Es ist für einen Wiener leicht, alle Madrider, Londoner, Dubliner Menschen zu lieben! Die Menschen sind wie die Maschanzger-Aepfel, wenn sie gut bleiben sollen, müssen sie einzeln bleiben; wenn viele zusammen im Haufen bleiben, verderben sie, faulen an und einer verdirbt den andern.

Die Menschen aber, m. f. H. u. H., wären viel verträglicher und würden besser harmoniren, wenn sie alle ihre Leiden und Gebrechen zugleich hätten und bekämen; z. B. wenn alle Menschen auf einmal husten müßten, wenn alle Menschen auf einmal nies'ten, wenn alle Menschen sich auf einmal die Zähne herausreißen

ließen; wenn alle Menschen zugleich in derselben Minute Seitenstechen, oder Gliederreißen, oder den Wadenkrampf, oder eine Frau bekämen, dadurch würde ungeheuer viel Sympathie unter den Menschen sein; dadurch würden sich die Menschen immer dasselbe wünschen, aber so ist kein Einklang unter den Menschen. Wenn der Eine nies't, heiratet der Andere, wenn der nies't, sagt der Andere: helf' Gott! und während der Eine heiratet, sagt der Andere: ich gratulire! Und es sollte doch verkehrt sein, wenn Einer nies't, sollte man ihm gratuliren, und wenn Einer heiratet, sollte man sagen: helf' Gott!

Auch wird die Harmonie des Menschen sehr gestört durch die verschiedenen Bärte der jetzigen Männer! Früher haben sie den Zopf hinten am Nacken getragen, jetzt tragen sie den Zopf vorne am Kinn und unter der Nase. Früher war der Zopf hinten am Menschen das Register des Kopfes, jetzt ist der Zopf vorne die Vorrede des Kopfes und oft auch sein Inhalt!

Die griechischen Philosophen trugen alle lange Bärte und schwuren stets nur: „Bei meinem Barte!" Die jetzigen Männer sind zwar keine Philosophen, aber sie tragen doch lange Bärte, bei vielen ist's wie mit den Waizenähren, je leerer der Kopf, desto länger der Bart! Die Männer schwören den Frauen Liebe, sie schwören auch bei ihrem Bart! Darauf lassen sie sich die Liebe mit dem Bart abscheeren!

Dieser Umstand wirkt auch auf die Liebe und Menschenliebe ein, mancher Mann wird im Barte geliebt, und wenn er sich rasiren läßt, sieht das Mädchen erst, daß sie den Bart geliebt hat und daß ihre Liebe früher von gar keinem „Gesichtspunkt“ ausging.

Wenn alle Menschen sich auf einmal barbiren ließen, die ganze Menschheit bekäme ein anderes Gesicht!

Auch ist es für alle Menschenliebe ein Unglück, daß während ein Mensch wacht, der andere schläft, während der Eine träumt, schnarcht der andere! Wenn ein Mensch steht, geht der andere, wenn der eine geht, kriecht der andere, wenn der kriecht, sitzt der andere! Wie schön ruhig wär' die Welt, wenn alle Weiber schlafen, und alle Menschen sitzen möchten!

Der große Naturforscher Buffon sagt: „Wenn man sitzt, hört man mehr und besser, wenn man geht, sieht man besser.“ Sie, m. f. H. u. H., werden sich aber nicht wundern, daß ich mein Lebtag in der Welt vielmehr gehört habe als Sie!

Mit Schlafen und Wachen ist es eben so!

Die Frauen schlafen, die Männer nicht; denn man sagt wohl: die Blumen schlafen, aber nicht: die Kürbisse schlafen! Die Männer hören bloß auf zu wachen; sie rasten, aber sie schlafen nicht. Bei den Frauen sind die Träume Herzenslieder ohne Worte,

bei den Männern sind die Träume bloß Truth mit obligater Schnarchbegleitung.

Es ist sonderbar, m. f. H. u. H., die ganze Welt meint, der Traum gehört zum Schlaf, und es ist nicht wahr, der Traum gehört dem Wachen an! Der Traum ist die Vignette des Erwachens, er ist der Thürsteher an der Pforte des Morgens und meldet in das umdunkelte Seelengemach die Gedanken und Gefühle des Tages an!

Allein ich fürchte, Sie verklagen mich, m. f. H. u. H., und sagen: Sieh her, wir schlafen schon alle; daher schließe ich, um sie aufgeweckt zu machen.

Frugale Betrachtungen über Krieg und Frieden in Liebe und Ehe,

oder:

Das weibliche Herz mit seinen zwei Kammern, als große und kleine Walachei.

Vor Allem, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, muß ich Sie höflichst um Entschuldigung bitten, daß ich Sie, wenn auch nur in der Fantasie, von Baden weg in das Paradies zum ersten Menschen führe.

Adam, m. f. H. u. H., war ja selbst ein geborner Badner, er wurde aus Staub geboren. Adam mit seinen geselligen Eigenschaften war auch sonst ganz wie ein Badner Curgast; er war zu seinem Vergnügen sich selbst genug und legte sich schlafen; was der Doctor ihm verboten hat, ißt er doch, und dann muß die Frau dafür büßen, und nach dem Essen versteckt er sich wieder, damit kein Mensch ihn sieht.

Während Adam schlief, wurde ihm seine Frau von seiner Seite herausgenommen; das geschieht manchem Curgast vielleicht auch; während er schläft, wird ihm die Frau von der Seite genommen.

Eva war der erste weibliche Curgast im Paradiese, und sie war gewiß in der dortigen Badeliste so bezeichnet: Frau von Eva, privatisirende erste Kreis- und Bezirks-Staubs-Obercontrolorsgattin, wohnt beim „grünen Baum."

Da nun Baden ein Paradies ist und das Paradies ein Baden war, worin war das Paradies doch von Baden unterschieden? Im Paradies hat der Himmel zweierlei Beleuchtungen gemacht, ein großes Licht für den Tag und ein kleines Licht für die Nacht: in Baden aber sieht man bei Tag kein großes Licht und bei Nacht kein kleines Licht.

Am Tage regiert die Sonne, bei Nacht der Mond; der Mann im Mond regiert beim Nachtlicht.

Der Mann im Mond ist ein kranker Mann, bald nimmt er ab, bald nimmt er zu; letzthin hat sein Hausdoctor geglaubt, der Halbmond sei schon auf dem letzten hintern Viertel, und hat ihm ein Ultimatum verschrieben; aber es hat einmal einen kranken Mann gegeben, der hat statt der Medicin das Recept gegessen, das war sein Glück, der kranke Mann wird zu seiner Genesung vielleicht statt der Medicin und des Receptes gar den Leibdoctor fressen. Wir wünschen Alle wohlgespeis't zu haben.

Der Mond, m. f. H. u. H., wollte sich einmal ein Kleid nach europäischer Tracht, einen Leibrock, machen lassen, er ließ den Schneider kommen, der Schneider nahm ihm das Maß, nach einigen Tagen

brachte ihm der Schneider den Leibrock, er war ihm zu eng, als der Schneider das Maß nahm, war der Mond nämlich erst im Zunehmen und jetzt war Vollmond! Was war zu thun? Aendern! Der Schneider nahm dem Mond neuerdings das Maß, brachte das Kleid wieder, probirte es dem lieben Mond an, und der Leibrock war zu weit; als er das Maß zum zweiten Mal nahm, war Vollmond und jetzt war der Mond wieder im Abnehmen!

Was war zu thun?

Da sagt der Schneider: „Lieber Herr von Halbmond, für Euer Licht, das so wechselt, das bald ab- und bald zunimmt, ist so eine europäische Tracht nicht geschaffen: Da muß man sich in ein Gewand hüllen, in welchem jede Taille hineinpaßt, in eine Art Kaftan u. s. w.“ Und von daher stammt es, daß der Mann im Mond ein Türke ist!

Der Himmel, m. f. H. u. H., hat zwei Lichter zur Herrschaft der Welt eingesetzt: Ein großes Licht zur Regierung des Tages und ein kleines Licht zur Regierung der Nacht; aber zu was? Wenn es bei Nacht auch nicht ein Bischen finster sein soll, von was sollen alle die tausend und tausend Menschen leben, welche für gute Bezahlung die Finsterniß fabriciren?

Wir leben in dem Zeitalter der Industrie, des Triumphs der Industrie und der Fabrication, es

werden jetzt Finsternisse fabricirt, die von der egyptischen gar nicht zu unterscheiden sind.

Ist es Ihnen noch nicht aufgefallen, m. f. H. u. H., warum seit einigen Jahren so viele junge Egyptier in allen Hauptstädten Europas studiren? Das geschieht bloß aus Heimweh nach der egyptischen Finsterniß.

Es ist sonderbar, m. f. H. u. H., daß sich aus der alten Geschichte und alten Romantik nur die Odiosa bis auf unsere Zeit fortgepflanzt haben, die Größen und die Tugenden aber sind ausgestorben.

Aus Egypten haben sich bis auf unsern Tag die Mumien, die Finsterniß und die mageren Kühe fortgepflanzt, die egyptische Weisheit und die keuschen Josefs aber sind ausgestorben; die starken Samsons, die mit einem Eselskinnbacken tausend Philister erschlugen, sind ausgestorben, die Philister und die Eselskinnbacken haben sich fortgepflanzt; die Isaks, die ein Mädchen heirateten, welches die Kameele gern hatte, haben sich fortgepflanzt; die Romeos und Julias sind ausgestorben, die Shylocks und Othellos haben sich fortgepflanzt; die Adams, die so geschwind in den sauern Apfel der Ehe beißen, sind ausgestorben, aber die Evas setzen jetzt noch nach seinem Tode das Aepfelgeschäft fort, und die Schlangen, die jedes Stück im Paradies vergiften, indem sie im Staube kriechen, haben sich fortgepflanzt.

Das Paradies, m. f. H. u. H., wie ich schon einmal die Ehre hatte Ihnen zu sagen, lag im Morgenland, die Wiege der Menschheit stand im Orient, und so zu sagen in der Türkei; die Menschheit ist eine geborne Türkin. Europa ist 180.000 Quadrat-Meilen groß, von welchen Rußland die Hälfte besitzt, also ist Europa Rußlands Ehehälfte. Europa ist eine geborne Türkische, verehelichte Russische; in diesem Augenblicke klagt Europa auf Scheidung von ihrem Heern Gemahl, es ist jetzt der Scheidungsproceß; und da der jetzige Zustand ein Proceß ist, so werden Sie sich nicht wundern, daß die Geschichte so lange dauert. Da sind lauter Termine und Erstreckungen, und bis der Proceß zu Ende sein wird, wird's schwarze Meer vor Alter weiß und 's weiße Meer vor Galle schwarz werden. Zuletzt wird's nur darauf ankommen, wer die Proceßkosten zahlen wird.

Sie wissen, m. f. H. u. H., daß Europa als eine sitzende Jungfrau abgebildet wird, Spanien ist das Gesicht, was das G'sicht jetzt für ein G'sicht hat, wissen wir; Italien ist der Fuß mit der großen Krampfader, Deutschland und Mittel-Europa ist der Bauch, in diesem Bauch findet zuweilen eine Bamberger Conferenz Statt, das sind Deutschlands diplomatische Bauchredner.

Europa wird als sitzende Jungfrau abgebildet, sie ist sitzen geblieben wegen eines Jugendfehlers. Sie hat sich nämlich einmal in einen schönen Ochsen ver-

liebt und sich von ihm entführen lassen; wenn jetzt alle Mädchen sitzen bleiben sollten, welche einmal eine solche Neigung gehabt haben, das ganze weibliche Geschlecht müßte zum Sitzen verurtheilt werden.

Sie können sicher darauf rechnen, m. f. H. u. H., die ganz erste Neigung eines Frauenzimmers fällt immer auf einen dummen Kerl.

Die erste Liebe eines Frauenzimmers ist gar nichts, sie betrachten ihr Herz wie eiu neues Faß: Bevor der Wein hineinkömmt, füllen sie es mit Wasser an, damit sie sehen, wie viel hineingeht. Ueberhaupt ist es ein Vorurtheil, wenn man sagt, die erste Liebe ist die stärkste, es ist nicht wahr, die erste Liebe ist wie die ersten Zähne, die wackelt am geschwindesten. Die zweite Lieb' wackelt schon weniger, die zwanzigste, dreißigste Liebe wackelt am wenigsten.

Die erste Liebe ist bloß die Leseprobe der wahren Liebe, die zweite ist die Scenenprobe, die dritte Liebe ist die Orchesterprobe, die vierte Liebe ist die Costümprobe, die fünfte Liebe ist die Bühnenprobe, die sechste Liebe ist die Generalprobe, bis es zur Vorstellung der wahren Liebe kömmt, die dauert ewig, — das heißt, bis die Komödie aus ist. Daran, daß die Männer so oft lieben, ist das Lateinstudiren schuld.

Mein Lateinlehrer fragte mich immer, bist Du fest in den Quae maribus? Du mußt sie oft wiederholen, bis Du fest darin bist; nun dachte ich, die Liebe wird doch nicht schwerer sein als die Quae

maribus, ich werde sie so lange wiederholen, bis ich fest darin bin.

Unsere Männer hört man zwar oft sagen, sie tragen ein Grab der Liebe im Herzen, aber wenn man jetzt in das Herz eines solchen Mannes hineinsehen könnte, man fände in jedem Herzen einen Währinger Kirchhof.

Wenn die Männer jedem Grab der Liebe in ihrem Herzen nur einen kleinen Leichenstein setzen wollten, man würde in jedem Herzen lesen: „Hier ruht" — und „hier ruht" — und „hier ruht" — und „hier ruht" — ihr Dasein war kurz, sie sind eingegangen in ein besseres Lieben.

Da sind die Frauenzimmer ganz anders, wenn sie von dem Grab ihrer Liebe sprechen. Ein solcher Bericht über das Grab in einem weiblichen Herzen lautet geradeso wie ein russischer Schlachtbericht aus der Dobrudscha, die Frauenzimmer reden nur von einem Todten in ihrem Herzen. Den einen Todten geben sie officiell an, so viel heimlich Begrabene und Verwundete sie auch haben, — und dennoch, m. f. H. u. H., wohnt die wahre Liebe nur im weiblichen Herzen, die Männer besitzen nur eine Uebersetzung der Liebe, eine freie, aber keine treue!

Die Liebe ist die Sonne der Herzen, sie schließt alle Herzen auf wie die Sonne alle Blumen aufschließt; aber alle Blumen schließt die Sonne bloß auf, aber die Sonnenblume allein folgt ihr; und so

schließt die Liebe alle Herzen auf, aber nur das weibliche Herz ist die Sonnenblume, die ihr folgt.

Die Liebe mit Vernunftgründen bekämpfen, so lange die Flamme der Liebe im Herzen ist, wäre Unsinn; man muß den Rauchfang im Kopf nicht kehren wollen, so lange im Herzen das Feuer brennt.

Der Kopf, m. f. H. u. H., ist der Stammbaum der Gedanken, das Herz ist der Stammbaum der Gefühle und die Liebe ist die Majoratsbesitzung des Herzens.

Jedes menschliche Herz hat zwei Grundrechte, die Liebe und den Haß, der Haß hat seine Berechtigung wie die Liebe; wer nicht gründlich hassen kann, kann nicht gründlich lieben; aber leider hat der Haß eine Leidenschaft vor der Liebe voraus; die Liebe kann nicht immer auf Gegenliebe rechnen, aber wer haßt, dem ist Gegenhaß gewiß.

In jedem Menschenherzen, m. f. H. u. H., befindet sich eine Menagerie von zahmen und wilden Leidenschaften. Die zahmen, als da sind: die Liebe, Sanftmuth, Freundschaft, liegen ruhig! die wilden aber: der Haß, die Rache, die Eifersucht, der Neid, die Bosheit, die schreiten ewig hinter dem Brustgitter auf und ab mit rollenden Augen und drohen loszubrechen.

Und wie in jeder Menagerie versammeln sich die Menschen und schauen vergnügt zu, wenn die Fütterungsstunde der wilden Leidenschaften da ist;

wenn der Mensch seinen Haß, seine Rache, seine Bosheit sättigt, da drängen sich die Menschen gerne herbei und zahlen ihr Entrée.

Leider füttert der Mensch die wilden Leidenschaften von selbst, die zahmen aber, als: Die Liebe, die Freundschaft, die Nächstenliebe, die müssen ihn erst angehen, und bitten, daß er ihnen Nahrung gibt.

Ja, m. f. H. u. H., die Leidenschaften im menschlichen Herzen sind wie die Thiere.

Die wilden Leidenschaften, wenn sie auch schlafen, schlafen sie mit offenen Augen, immer sprungbereit. Die zahmen Leidenschaften aber werden gewiegt, schlafen und träumen.

Alles im Leben, m. f. H. u. H., wird gewiegt, die Nachtigall wird von dem Zweig gewiegt, die Biene von der Rose, der Käfer vom Blatt, der Thautropfen vom Grashalm, der Wipfel vom Abendwind, das Herz von der Liebe, die Liebe von der Hoffnung, und das Leben von der Täuschung!

Und doch! Was wäre eine Biene ohne Rose, ein Herz ohne Liebe, eine Liebe ohne Hoffnung und ein Leben ohne Täuschung!

Wehe dem Auge, das nie geweint, wehe dem Munde, der nie gelächelt, wehe dem Herzen, das nie geliebt, wehe der Liebe, die nie gehofft, und wehe dem Menschen, der nie getäuscht wurde! Denn wer nie getäuscht wurde, hat nie geliebt, hat nie vertraut, hat nie gehofft, und wer nie geliebt, nie gehofft, nie

geglaubt hat, ist bejammerswerther, als wer unzählige Male verrathen, betrogen und getäuscht wurde.

Wer nie ein Herz verlor, ist nicht so arm als wer nie ein Herz gefunden; und wer nie ein Herz gefunden, ist nicht so arm, als wer nie ein Herz gesucht.

Die Liebe und die Ehe, m. f. H. u. H., ist ein Krieg, wer glücklich in dem Krieg der Liebe sein will, muß nicht viel unterhandeln, muß die Zeit nicht mit Circularseufzern verbringen, nicht mit Blickbotschaften hin und her zögern, nicht mit „Lotte schreibt hin und Werther schreibt her" zubringen, muß nicht um das weibliche Herz herumgehen wie der Napier um das heiße Kronstadt, muß nicht früher von Gott Amor das Messer wetzen lassen.

Wenn man ein weibliches Herz besetzen will, muß man nicht warten bis der frühere Liebhaber, der die zwei Herzenskammern, die große und die kleine Walachei, besetzt hat, diese Walachei von selbst räumt; denn ein zurückgezogener Nebenbuhler ist nur eine halbe Freude, ein hinausgeworfener Nebenbuhler ist ein herrlicher Anblick.

Das weibliche Herz selbst hat viel mehr Respect vor dem neueinziehenden, wenn er den früheren hinausgeworfen hat.

Es ist oft mit einem solchen weiblichen Herzen wie mit jedem Quartierwechsel, acht Tage früher

wird's halbe Herz geräumt, bis zur Ziehzeit wird's ganze Herz geräumt.

So wenig wie unsere Zeitungen wissen, ob die Russen die Walachei gern oder ungern räumen, ob aus strategischen Gründen oder weil sie sonst noch Schmerzen haben, ebensowenig kann man es bei einem weiblichen Herzen wissen, warum es der frühere Liebhaber geräumt hat; ob, weil er d'rin sich nicht mehr halten kann, oder wegen des bei ihm grassirenden Dobrudschafiebers, oder aus strategischen Gründen.

Eine Liebe beginnen, m. f. H. u. H., das braucht curiose Rüstungen, und gar heiraten, dazu braucht man Kriegskosten; das Geld, was der Vater der Tochter mitgibt, ist nichts anders als eine freiwillige Kriegssteuer.

Wer ein Herz erobern will, muß alle seine Liebenswürdigkeiten mobil machen, muß alle Beurlaubten einrufen, muß von Geist und Witz die schwere Cavallerie completiren, aber nicht wie Preußen, wo man vorderhand für die Cavallerie noch Pferde sucht, die keine Reiter leiden können, und wo man statt Araber und Vollblut bloß Meklenburger auffsattelt.

Die Hauptsache bei einem weiblichen Herzen ist: Einrücken. Oft besetzt Jemand so ein weibliches Herz als Schutzherr, was da das weibliche Herz auszustehen hat, ist unmenschlich, und wie oft sehnt sich ein weibliches Herz, daß nur ein Anderer einrücke und

fragt alle Augenblicke mit Sehnsucht: „Hab'ns kan Türken g'seh'n?"

Ein weibliches Herz und eine Festung kann man auf zweierlei Weise erobern, durch Sturm, und was das Sicherste ist, das weibliche Herz aushungern, alle Zufuhr an Mannschaft und Lebensmitteln abschneiden, und so ein weibliches Herz sagt am Ende: Hunger thut weh!

Es gibt zwar unter den weiblichen Herzen auch Sebastopols und Silistrias, von denen man sagt, sie sind nicht einzunehmen, sie hätten ganze Felsenblöcke in die Herzgrube gesenkt; aber kein weibliches Herz ist uneinnehmbar, wenn der Rechte kömmt; ist's nicht der Hamelin, ist's der Dundas, ist's nicht der Dundas, ist's der Perceval, am Ende wird auch Sebastopol genommen.

Der Prophet sagt: Ein jedes Ding findet sein rechtes Ende; das Ende eines jeden Ochsen ist, geschlachtet zu werden, das Ende eines jeden Kaufmannes, Bankerott zu machen, das Ende eines jeden Diebes, gehängt zu werden, und das Ende eines jeden Menschen, zu siebzig Jahr zu sterben.

Nun aber könnte man dem Propheten einwenden, es gibt viele Ochsen, die ungeschlachtet zu ihren Vätern eingesammelt werden, es sind viele Kaufleute gestorben, ohne früher fallirt zu haben, und es sind viele Diebe ungehängt gestorben, und es sind viele

Menschen viel jünger als siebzig Jahr aus der Welt gegangen.

Allein der Prophet hat doch Recht; die Ochsen, die nicht geschlachtet wurden, waren klug genug, diese Katastrophe nicht abzuwarten und sind früher auf eigene Hand gestorben, die Diebe, die nicht gehängt wurden, haben's auch nicht erlebt und haben sich durch einen bescheidenen Tod der öffentlichen Anerkennung entzogen, und die Menschen, die früher als zu siebzig Jahre gestorben sind, haben die siebzig Jahre nicht erlebt, weil sie sich voreilig einen Doctor haben holen lassen.

So ist es auch mit den weiblichen Herzen. Das Ende eines jeden weiblichen Herzens ist, erobert zu werden, wenn eines nicht erobert wurde, so hat es die Eroberung nur nicht erlebt.

Nichts in der Welt ist unmöglich, der Mensch kann alles was er will, der Mensch will nur nicht immer was er kann. Gegen die rechten Mittel gibt's keine rechte Unmöglichkeit.

Der Mensch bringt aber für seine Schwächen und Dummheiten stets Zeugnisse aus den Sternen, aus dem Himmel, aus der Mythologie.

Wenn der Mensch aus Faulheit den rechten Zeitpunkt versäumt, so sagt er: Der Himmel hat's nicht gewollt.

Wenn der Mensch die Hände in den Schooß legt, in dem Augenblick einer glänzenden Entscheidung, so

sagt er: Es stand nicht in den Sternen geschrieben, und wenn die Dummheit es beschönigen will, daß sie nicht nach dem Höchsten strebt, beruft sich die Dummheit auf die Mythologie, auf die Götterlehre, da hat die Dummheit in der Götterlehre einen Schutzpatron gefunden, den Icarus.

Icarus wollte zur Sonne fliegen, er machte sich richtig ein paar Wachsflügel und flog zur Sonne, da schmolzen die Wachsflügel, Icarus fiel herunter und brach das Genick. Daraus wollen nun die superklugen Menschen beweisen, daß man nicht nach dem Höchsten streben soll, weil der Icarus das Genick gebrochen hat; aber es ist nicht wahr, es thut mir zwar herzlich leid, daß der Herr von Icarus das Genick gebrochen hat, aber Herr von Icarus soll mir verzeihen, er war ein dummer Kerl. Herr von Icarus ist nicht daran gestorben, daß er der Sonne zufliegen wollte, sondern er ist daran gestorben, daß er schlechte Mittel zu dem Zwecke anwendete, daß er sich Wachsflügel anklebte.

Die großen Zwecke werden immer durch schlechte Mittel verfehlt, und die schlechtesten Mittel heißen: Zögern, zuwarten, zaudern.

Aber zögern und zaudern haben auch zwei Seiten, manchmal ist das Zögern die Schwäche des Starken, manchmal ist das Zögern die Stärke des Schwachen. Haben Sie schon erfahren, m. f. H. u. H., daß Jemand, der zögert, den Nagel auf den

Kopf trifft? Um den Nagel auf den Kopf zu treffen, muß man zuschlagen und nicht mit dem Hammer laviren.

Die orientalische Frage ist ein großer Nagel, und dieser Nagel hat so viel Köpfe, daß man, wo man hinschlägt, den Nagel auf den Kopf treffen würde.

Wissen Sie, m. f. H. u. H., wer in der Kriegsgeschichte der Welt den Nagel am besten auf den Kopf getroffen hat?

Ein Frauenzimmer, Jael, die hat dem Feinde ihres Volkes, Sissera, den Nagel durch den Kopf geschlagen.

Also ich wiederhole es, wer in einem weiblichen Herzen den Nagel auf den Kopf treffen will, der muß nicht säumen, der muß handeln, er muß nicht vor dem Herzen warten bis die Liebe herauskömmt, wie die Engländer vor Sebastopol, bis die russische Flotte herauskömmt.

Es geht mit der russischen Flotte in Sebastopol, wie's mit dem bekannten Bären im Bauernkalender geht. In dem Bauernkalender heißt es, wenn der Bär an dem und dem Tag herausgeht, wird schönes Wetter, aber der Bär geht gar nie aus der Höhle. Hat Jemand von Ihnen, m. f. H. u. H., den Bären schon jemals gesehen oder begegnet? Der Bär denkt sich, ich soll aus der Höhle herausgehen, damit die andern Leute schönes Wetter bekommen, was geht

mich das Wetter der andern Leute an, ich bleibe in meiner Höhle.

In der Höhle des weiblichen Herzens sitzt auch so ein kleiner niedlicher Liebesbär, der den Eingang streitig macht, aber wenn der Bär zum Krieg nicht herauskommen will, muß man zu ihm hinein gehen.

Der Krieg unter Liebenden ist so gestellt: Im Grunde meinen beide es mit dem Kriege nicht ernst, aber wenn zwei Liebende nur anfangen, in Mißverständniß zu gerathen, da kommen gleich eine Menge alte Weiber, Basen und Nachbarinnen, die leben ja nur davon, wenn die Andern Krieg führen, und alle Tag wissen sie neue Lügen vom Kriegsschauplatz der Liebenden und prophezeien einen fürchterlichen Kampf, und diese lebendigen Zeitungen bringen telegraphische Depeschen in Unzahl, nur hie und da gibt es einen alten Prakticus in den Angelegenheiten der Liebe, der sagt: „Die Liebesleut, die kenn' ich schon, das Kesselflickervolk thut sich doch nichts, es kömmt zu nichts!"

Der Krieg in der Ehe ist wieder anders: Die Frauen haben zwei Kriegsmanöver; Schmollen, das ist der unerträglichste Zustand, man muß immer gerüstet sein. Schmollen ist die Avantgarde und in Ohnmacht fallen ist das Reservecorps. Wie es in dem jetzigen Krieg einen kranken Mann gibt, so gibt's im Krieg der Ehe eine kranke Frau, und da kommt ein orthodoxer Hausfreund, übernimmt das

Protectorat über die kranke Frau und besetzt die Herzwalachei, aber nicht auf ewig, Gott bewahre, blos als Pfand, denn die Männer überhaupt betrachten die Frauen blos als Pfand, sie geben nie so viel darauf, als sie werth sind!

So ist der Krieg in der Ehe, und da in der Ehe Mann und Frau jeder Tag ein Jahr scheint, so feiern sie jede Woche einen siebenjährigen Krieg und jeden Monat einen dreißigjährigen, und jeder Mann in dem Krieg seiner Ehe ist Redacteur einer Kreuzzeitung.

Der Krieg in der Ehe endigt immer mit einem ewigen Frieden, das heißt: Wenn eines von ihnen in der Ewigkeit ist.

Im Kriege der Liebe handelt es sich bloß um die Herstellung des status quo, aber im Krieg der Ehe begnügen sie sich nicht mit der Herstellung des status quo, sondern sie wünschen den status quo ante, sie wünschen noch ledig zu sein.

Ich glaube aber, daß Sie, m. f. H. u. H., weil Sie so liebenswürdig waren, die Räume hier zu besetzen, auch schon den status quo ante wünschen und sich gerne zurückziehen würden, zwar nicht aus strategischen Gründen, aber, da es schon 2 Uhr ist, wegen Mangel an Nahrungsmitteln. Ich ziehe mich also über den Pruth zurück und werde froh sein, wenn ich nur bei mir zu Hause Alles gut gedeckt finde.

Unterthänigste Neujahrs-Vorstellung des vielgequälten Dichterpferdes Pegasus an den Anti-Thierquälerei-Verein,

oder:

Neujahrs-Betrachtungen über den sonderbaren Umstand, daß der Mensch siebenzig neue Jahre braucht, um ein alter Mann zu sein!

Das menschliche Leben, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, ist eine Zeitungsredaction, es kündigt sich alle Neujahr neu an, verspricht Alles für die Zukunft, und die Menschen sind die guten Narren, die das glauben! Sie sind auch ironisch, und sagen Einer zum Andern: „Na, ich gratulire!"

Der Mensch aber bekommt von der Lebensredaction keinen Einladungsbrief, er wird nicht gefragt, ob er abonniren will, der Pränumerationsschein wird in's Haus geschickt! wie er auf die Welt kommt, ist er schon Abonnent, deshalb fängt er auch gleich zu schreien an, das Blatt gefällt ihm nicht. Der junge Pränumerant wünscht abzufallen, allein, da ist

er schief gewickelt, wer einmal pränumerirt hat, den läßt man nicht mehr los! Ein Pränumerant ist ein lebenslängliches Abonnement, und wenn er stirbt, wird das Geschäft auf die Frau geschrieben, und sie zeichnet: „Pränumerants selige Witwe!"

Die Lebensredaction ist nobel! Bei jedem neuen Jahrgang gibt sie dem Menschen alle alten Jahrgänge d'rauf! Auch läßt sie zweierlei Ausgaben des Lebens erscheinen: ein feines Leben auf Velin für die reiche Welt, und ein ordinäres Conceptleben für die arme Welt!

Allein, der umsichtige Redacteur ist gerecht, die Reichen bekommen in ihrem feinen Exemplare doch denselben Inhalt, wie die Armen, dieselben stehenden Artikel von Schmerz und Lust, dieselben Mitarbeiter: Die Liebe für das lyrische Fach, die Hoffnung für das phantastische, die Lüge für die Tagesneuigkeiten, die Parteilichkeit für die Beurtheilung der Andern, die Verleumdung für das Gesellige, und all' die unerforschlichen Mächte des Schicksals für die ungelös'ten Räthsel und Rebus des Lebens, die erst in dem ersten Blatte des andern Lebens gelös't werden.

Zum Leben, m. f. H. u. H., braucht der Mensch Luft, Wasser, Schlaf und Geld! Zum glücklichen Leben braucht er freie Luft, ungetrübtes Wasser, ruhigen Schlaf und bedeutendes Geld!

Das ist der Vorzug des Menschen vor der Thierwelt. Die Thiere brauchen auch Luft, Wasser

und Schlaf, aber sie brauchen kein Geld! Wenn Sie, m. f. H. u. H., mich aber fragen wollten: „Wenn die Thiere kein Geld haben, was heißt dann nachher ein „großes Thier?" So muß ich Ihnen ergebenst antworten: „Gerade jenes Wesen, welches groß in die Luft hineinlebt, bis an den Hals im Wasser steckt, ruhig schläft und doch kein Geld hat, das ist ein großes Thier."

Im Paradiese haben die Thiere gesprochen, folglich haben sie auch gedacht, denn sprechen ohne zu denken, ist eine spätere Erfindung der Deutschen, wenn sie von Sachen sprechen, an die gar nicht zu denken ist.

Allein, der Mensch hat gesündigt, und die Thiere sind bestraft worden, weil Eva ihre Sprache dazu anwandte, um Adam zu verleiten, und Adam seinen Verstand gebrauchte, um vom Baume der Erkenntniß zu essen, haben sie Sprache und Vernunft verloren! Ich glaube immer, die armen Thiere im Paradiese sind alle Schriftsteller gewesen, und damit den Menschen die Augen nicht noch mehr aufgehen sollen, ist diesen armen Thieren das Denken und Sprechen eingestellt worden!

Warum ist, m. f. H. u. H., ein Pferd, der Pegasus, das Sinnbild der Schriftsteller? Weil die Schriftsteller eine Roßnatur haben müssen, weil sie mit dem Kappzaum um den Mund, den Gurt um den Leib, mit Eisen an den Füßen, desto leichter aus-

gleiten, je schärfer sie beschlagen sind, weil sie kaum Heu zu essen haben, und doch vor frohem Muth nicht wissen, wo sie der Hafer sticht!

In der neuesten Zeit, m. f. H. u. H., werden die Menschen von allen Seiten gequält, sie sollen kein Thier mehr quälen! Die Menschheit, m. f. H. u. H., hat auch ihre Staats- und Nationalschulden an den Himmel, die sie nie oder nur nach und nach abzahlt, z. B. den Sclavenhandel, den Krieg und die Herrschaft, die sie sich über die Thiere anmaßt, und die so weit geht, viele davon zu essen.

Die Philantropie unserer Zeit geht zu weit, und darum wird das Nächste übersehen: man curirt zwar Kopfweh mit Fußbädern, aber die Hauptwehen der Menschheit werden nicht durch die Behandlung der vierfüßigen Thiere geheilt. Nur wenn man die Thiere zärtlich behandelt, heißt man jetzt ein Menschenfreund!

Es hatte einmal Jemand einen Bedienten, dem sagte er: „Du mußt pfiffig sein, wenn ich etwas sage, mußt Du gleich auf den vierten Fall denken und darnach handeln.“ Einmal bekam er Kopfweh, und sagte zum Bedienten: „Hole mir den Arzt!“ Der Bediente ging, und brachte ihm den Todtengräber. Sein Herr sagte: „Hol' den Arzt,“ da ist der Arzt der erste Fall, der Apotheker der zweite Fall, der Notar der dritte Fall und der Todtengräber der vierte Fall!

Die Menschheit sagt: „Du sollst Deinen Neben-

menschen lieben," das versteht unsere Philantropie wie folgt: den Menschen als Kind, die Kindererziehung, damit sie nicht Verbrecher werden, der erste Fall; — der Mensch als Armer, ihn zu beschäftigen, ihm Arbeit zu geben, der zweite Fall; — der Mensch als Kranker, Alter, Blinder, Gebrechlicher, der dritte Fall; der Mensch aber, der drei Mal im Zuchthause gewesen, ist der vierte Fall! Die Menschheit sagt: Du sollst den Nächsten lieben wie Dich selbst, da ist das nächste liebe Ich der erste Fall, der nächste Restaurateur der zweite Fall, die nächste Liebschaft der dritte Fall, und der nächste Ochs oder Esel der vierte Fall!

Warum treten die kleinen und großen Thiere der Erde nicht zusammen, und bilden einen „Anti-Menschen-Quälerei-Verein?" und die Qualen der Menschen schreien doch lauter zum Himmel als die Qualen der Thiere!

Es ging einmal Jemand durch die Stadt, und kam bei einem Silberarbeiter vorbei, wo das Silber geschlagen wurde, das Silber wimmerte leise unter den Hammerschlägen; dann kam er an einem Goldarbeiter vorbei, das Gold wimmerte noch leiser unter den Hammerschlägen; dann kam er an einem Eisenschmiede vorbei, und das Eisen stöhnte und brüllte lärmend unter den Streichen des Hammers. Da fragte der Mann das Eisen: „Das Silber, wenn es geschlagen wird, ächzt nur leise, selbst Gold, das feinste Metall, wimmert kaum hörbar unter dem Hammer-

schlage, und Du, grobes, gemeines Eisen tobst und lärmst, als ob's Dich mehr schmerzte, wie Gold und Silber?" — „Ja," erwiederte das Eisen, „mich schmerzen die Schläge mehr, denn jene, Silber und Gold, werden von Fremden geschlagen, vom Hammer aus Eisen, ich Eisen aber werde von meines Gleichen, wieder von Eisen gequält und geschlagen, das schmerzt mehr!" So ist's mit Thieren, die werden von einem Menschen gequält, die Menschen aber werden wieder von Menschen gequält, das schmerzt mehr!

In der ganzen Natur ist jedes lebende Wesen ein Reiß- und Raubthier gegen andere Wesen! Das Kind ist ein Menschenfresser für seinen lebzeltnen Reiter, das Lamm ist ein Wolf für die Butterblumen, die Raupe ist ein Krokodill für das Maulbeerblatt, das Glühwürmchen ein Mordbrenner für den Grashalm, und die Milbe ist ein Attila der Linsenwelt!

Die Menschen werden von den Thieren mehr gequält, als die Thiere von den Menschen.

Der Mensch hat Verstand, ja wohl, aber was nützt Verstand und Geist einem Vieh gegenüber?

Die Anti-Thierquälerei sollte bei der Kindern anfangen, diese kleinen, armen, verlassenen Thiere von den Hofmeistern, Erziehern und Gouvernanten nicht quälen zu lassen! Man sagt, es fehlt an Erziehung der Kinder, es ist nicht wahr, es fehlt an Erziehung der Erzieher! Wenn im Hause eine Wäscherin aufgenommen wird, so sieht man darauf, wie

sie die Wäsche behandelt, ob sie sie nicht zu sehr laugt, schlägt, bürstet u. s. w., wenn ein Kutscher aufgenommen wird, so fragt man, ob er mit Pferden umzugehen weiß, ob er die Pferde liebt, aber ein Lehrer, eine Gouvernante wird aus der Schweiz, aus Frankreich verschrieben, und kein Mensch erkundigt sich, ob sie mit Kindern umzugehen wissen, ob sie die Kinder lieben! Die Eltern übertragen ihnen nicht nur das Amt: sie zu erziehen, sondern auch das Amt: sie zu lieben, und wo die Liebe bloß Amtsmann ist, in diesem Kreise gedeihen die Kinder nicht!

Man sagt, wem der Himmel ein Amt gibt, dem gibt er auch Verstand! Das war früher, als noch der Himmel die Aemter vergab; jetzt geben die Menschen die Aemter, die können nicht Jedem Verstand geben, daher findet man hie und da, — in China und in Schiras, — zuweilen Männer, die ein Amt und keinen Verstand bekommen haben, dafür haben sie eine Frau bekommen. Die Frau eines Mannes ist sein Verstand, wenn ein Mann so einen schönen und jungen Verstand hat, so wird sein Verstand oft von vielen Leuten zu Rathe gezogen. Man glaubt gar nicht, was in dieser Beziehung der Verstand eines Mannes für Anerkennung findet! Es ist nur ein Unglück bei der Sache, wenn ein Mann so einen schönen Verstand geheiratet hat, daß ihm der Verstand so oft ausgeht; wenn er aber ausgehen will, bleibt ihm der Verstand steh'n!

Die Frau des Mannes ist sein Verstand, die Geliebte ist seine Vernunft, denn was ist der Unterschied zwischen Vernunft und Verstand? Die Vernunft beschränkt sich auf das Seelenvermögen, der Verstand hält sich an das Gegebene; also in der Liebe ist dem Manne ihre Seele genug Vermögen; in der Ehe kommt der Verstand, der sieht auf das Mitgegebene!

Es ist ein Glück, daß die Thiere keinen Verstand und keine Sprache haben, sie können sagen: das Thier hat zwei Vorzüge vor dem Menschen: es denkt nicht, und es spricht nicht! Die Thiere haben keinen Verstand, darum haben sie kein Narrenhaus; sie haben keine Sprache, darum haben sie auch keinen Sprachenkampf. Die Thiere denken nicht, darum verdenken sie auch nicht jeden guten Gedanken; sie sprechen nicht, darum versprechen sie auch nicht, was sie nicht halten wollen! Sie gehen nicht aufrecht, aber sie gehen auch nicht auf Unrecht! Unter den Thieren gibt's keine Aerzte, sie sterben doch; unter den Thieren gibt's keine Advocaten, man zieht ihnen doch die Haut über die Ohren; unter den Thieren gibt's keinen Unterschied der Stände, der Königstieger darf doch mehr Flecke haben, als ein ordinäres Thier; unter den Thieren gibt's keine Humoristen, und sie kommen doch oft in die Sauce!

Es gibt unter den Menschen Wesen, welche alle Aufmerksamkeit des Anti-Thierquälerei-Vereines ver-

dienen! Ehemänner, Schriftsteller, Practikanten, Redacteure, Theater-Directoren u. s. w., was sind das nicht für geplagte Thiere?

Ein Ehemann ist ein geplagtes Thier, ein gutgeplagtes Thier, und ein geplagtes gutes Thier! Seine Frau, der Engel, plagt ihn, und plagt ihn der Engel nicht, so plagt ihn der Teufel! Auch bei der Ehe von Körper und Seele ist der Mann „Körper" ein geplagtes Thier; er schläft nicht eher ruhig, bis die liebe Frau „Seele" sich zur Ruhe begibt! und wenn der Mann Körper in die Erde kommt, ist die Frau Seele wie im Himmel. Mann und Weib sind ein Leib und eine Seele, darum fühlen sich die Eheleute so einsam, wenn sie beisammen sind! Die Frauen, m. f. H. u. H., waren von jeher der liebste Gegenstand der Satyre; der Witz hat ein Privilegium dazu, so wie der Schmetterling ein Privilegium hat, die Rose zu necken; allein man muß von einem Privilegium keinen Mißbrauch machen. Weil mancher Satyriker zuweilen ein harmloses Witzwort über das weibliche Geschlecht fallen gelassen hat, glauben viele falsche Propheten, ihre Ausdrücke von Richtachtung und Entwürdigung des weiblichen Geschlechtes sollen für Witz gelten. Der Witz ist eine Rakete, die aufsteigt, einen Moment über dem Haupte des Gegenstandes aufleuchtet, aber die Rußdüte darf nicht verunglimpfend auf dieses Haupt zurückfallen. Ich finde mich veranlaßt, hier ein ernsthaftes, eindringliches

Wort zu sprechen über die unwürdige und entartete Weise, in welcher besonders unsere „Volksdichter" das weibliche Geschlecht in ihren Producten hinstellen. Sie stellen das Laster und die schlechten Sitten dar; aber sie gebrauchen den Witz nicht, um Laster und Sittenlosigkeit zu geißeln, um sie als ein Verwerfliches darzustellen, sondern um sie als ein Berechtigtes, als eine natürliche Erscheinung des Lebens auszumalen.

Liebe und Ehe, diese zwei Cherubim, welche die heilige Lade des menschlichen Herzens überflügeln, werden von ihnen bloß mit dem Thierleib und mit dem Schuppenrücken gemalt, nicht mit dem göttlichen Antlitz, nicht mit dem Auge der Ewigkeit! Der Strahl ihres rohen Witzes verzehrt nicht nur das Opfer, sondern den Priester und den Tempel mit! Um ein kleines Insect an dem großen Lebensbaum von Lieb' und Ehe mit dem Schwefelkerzchen ihres Witzes zu tödten, fällen sie den ganzen Baum, zerstören die Blüten, zertreten die Früchte, und legen die frevelnde Axt an die Wurzel aller geselligen Moral und Glückseligkeit!

Fürwahr kann die Art nicht ernst genug zurückgewiesen werden, wie die meisten unserer „Volksdichter" die Liebe als ein absolutes Product der Sinnlichkeit, die Ehe als ein Unglück, als ein Jammerinstitut an und für sich hinstellen; wie sie die edelsten Regungen des weiblichen Herzens zerfasern, wie sie mit dem Bartwisch trivialer Gesinnung den Schimmer-

staub von dem Fittig der Seele wischen, und eine Thauperle nach der andern aus der Blätterkrone des Herzens ziehen, sie zerdrücken und in das Schlammwasser der entadelten Sinnenwelt schleudern! Der Priester des rohen, niedern Spaßes weiß dem Witze nicht anders zu opfern, als wenn er das Opferthier schlachtet; der edlere, bessere Witz weissagt aus dem Flug der menschlichen Leidenschaften, aus den hochgehenden Wellen des Herzens, er neigt sich mit Blumen zu Boden, er erhebt sich mit dem Wipfel in die Luft, er fällt mit der Thräne zur Erde, er steigt mit der Freude zum Himmel, er durchschüttert den Baum, aber streift die Blüten nicht ab, und selbst wenn er die öden Steppen, die traurigen Wüsten des menschlichen Herzens betritt, so sieht er zum Himmel, und tröstet sich und die Menschen damit, daß nur die Erde Wüsten und Steppen hat, der Himmel aber lauter fruchtbares, ewigblühendes Land!

Es wird jetzt kein Thier so geplagt als der Pegasus, die Frauen sitzen auf diesem Pferde, wie auf jedem andern Pferde, auch nur — einseitig.

Bei der jetzigen geistreichen Zeit, wo ein wohldressirtes Pferd eher Mäcene findet, als alle Künste und Wissenschaften, da kann man mit jedem Pferde mehr Geld verdienen, als mit dem Pegasus, man kann also vom Pegasus auf keinen Fall sagen: „Es ist ein Capitalroß!“

Allein der Pegasus rächt sich, er wird von den

Menschen nicht so sehr geplagt, als er die Menschen wieder plagt! Das Musenpferd ist das allgemeinste Steckenpferd und zu der Hälfte des Menschengeschlechtes kann man in dieser Beziehung sagen: „Wärst nicht aufig'stiegen, wärst nicht obig'fallen!"

In dieser Beziehung ist der deutsche Pegasus der sicherste: er läßt gut aufsitzen und er — wirft nichts ab!

Durch den Pegasus werden die geplagten Thiere unter den Menschen sehr vermehrt! Redactionen und Directoren! Was für ein geplagtes Thier ist ein Theaterdirector! Auf dem rechten Flügel des Pegasus sitzt ein Lustspieldichter, auf dem linken Flügel sitzt ein Trauerspieldichter, auf der Croupe sitzt ein Dramendichter, und auf dem Schweif sitzt ein Familiengemäldedichter.

Unsere Theaterdichter sollten eigentlich bei der Artillerie, beim Stückwesen gegen den Feind angestellt werden, denn Alles läuft davon, wenn sie ihre Stücke aufführen!

Warum schreiben die Theaterdichter seit der Tantième schlechte Stücke? — Weil sie sich fürchten, wenn das Publicum Antheil nimmt, kommt auf ihren Antheil weniger! Früher, wo die Dichter keinen Theil der Einnahme hatten, bekamen sie bloß von den Recensenten ihren Theil! Mit den Recensenten geht das Publicum um, wie mit einem Werke in vielen Bänden, wenn ein Theil schlecht ist, so verdammen sie das ganze Werk!

Unsere dramatischen Dichter halten sich an die Zeit, an die Richtungen der Zeit, an die Zeitfragen, Zeitinteressen, Zeittendenzen! Das Publicum aber hält sich auch an die Zeit; wird ihm die Zeit zu kurz, so fragt es nichts nach der Zeit, wird ihm die Zeit lang, nimmt es eine andere Zeitrechnung, es richtet seinen Weg bei Zeiten nach Hause!

So ein armer Theaterdirector soll Bühnentalent wecken und ermuntern, und wenn er ihre Stücke gibt, muß er auch das Publicum wecken und ermuntern!

Ein jeder angehender Poet stellt dem Director tausend Mal die Vortrefflichkeit seines Stückes vor, und seine Stücke erleben, auch wenn sie nicht gegeben werden, viele Vorstellungen.

Was sind die armen Directoren durch junge Liebhaber, d. h. durch keine jungen Liebhaber gequält! Es herrscht jetzt großer Mangel an jugendlichen Liebhabern!

Vier Sachen gehen in Deutschland nach und nach ganz aus: Steinböcke, Tenorsänger, Liebhaber und Räuberhauptleute! Steine gibt's zwar für sich und Böcke für sich! die Steine zum Anstoßen und die Böcke zum Schießen; aber im Zusammenhang „Steinböcke" werden sie selten. Sänger gibt's genug, Tenore auch, aber sie finden sich nicht beisammen; weil der echte Tenor die freie Bruststimme aufschließt, haben sie den Tenorschlüssel ganz abgedreht. Räuber gibt's auch und Hauptleute auch noch, aber die ro-

mantische Mischung: „Räuberhauptmann,“ ist ausgestorben; es ist kein Platz da für sie, es müssen ganz andere Hauptleute eingesperrt werden! Liebe ist auch da, und Haber auch: Rechthaber u. s. w., aber Liebhaber sind selten! Und welche Mühe geben sich die Theaterdirectoren, um diesen Mangel zu verdecken; sie spielen oft selbst den jugendlichen Liebhaber, aber es ist nicht ihr eigentliches Fach!

Und was, m. f. H. u. H., ist nicht das Publicum für ein geplagtes Thier? Die Leiden des Publicums werden eingetheilt in Vocal- und Instrumentalleiden? Zu den Vocalleiden gehören die humoristischen Vorlesungen; zu den Instrumentalleiden aber Alles, was nur auf einem Instrument spielt, dazu gehören auch die Processe, denn man hört alle Engel pfeifen und singen, wenn der Advocat mit seinem Instrument kömmt!

Das Publicum und König Pharao haben ein und dasselbe Schicksal, alle ihre Plagen kommen als Kunst- und Zauberstücke über sie!

Im menschlichen Herzen, m. f. H. u. H., ist all' sein Lebelang ein Concert aller Leidenschaften! Jeden Vormittag ist Probe und jeden Nachmittag Production. .Das Zusammenstimmen dieser Leidenschaften ist das Schwierigste, und eine Leidenschaft nach der andern trägt ihr Solo vor, aber wie der Mensch älter wird, verläßt ein Concertist nach dem andern das Herzorchester, legt sein Instrument nieder,

der Ton verhallt, die Pulte werden abgeräumt, das Alter, der Orchesterdiener, löscht die Lichter aus, das Herz wird still, die Ohrenläden werden zugemacht, und das Concert ist zu Ende!

Welch' ein geplagtes Thier, m. f. H. u. H., ist nicht „ein Humorist?" „Ein Vorleser?"

Die Humoristen sind heuer ungeheuer gerathen, wenn sie Kartoffeln wären, die Kartoffeln wären wohlfeil!

Es ist keine kleine Plage, ein Humorist zu sein ohne Witz, aber es ist noch eine größere Plage, ein Humorist zu sein mit Witz! Ein Humorist ohne Witz, wenn auch seine Hörer nicht lachen, so kann er doch lachen; aber ein Humorist mit Witz weiß nicht, was er thun soll; soll er auswendig lesen, so kann er den Witz nicht Schwarz auf Weiß haben, und soll er aus dem Papier lesen, so muß er das Blatt vor den Mund nehmen, und dadurch geht dem Hörer viel verloren! — Ich kann mir zwar schmeicheln, daß ich gar keine Hörer habe, denn ich habe bei meinen Akademien eine sonderbare Bemerkung gemacht: im gewöhnlichen Leben geniren sich die Menschen, schlechthörend zu sein, bei mir, wenn die Leute um Sperrsitze kommen, hören sie Alle schlecht und müssen deshalb auf der ersten Bank sitzen!

Neulich kam eine Frau und bat mich um einen Sitz auf der ersten Bank, denn sie höre außerordentlich schwer. Ich ging an die andere Ecke des Zimmers zu einer Chatouille, steckte den Kopf hinein und sprach

ganz leise: „Da hab' ich noch einen guten Sitz!" — „So?" rief sie, „den geben Sie mir!" Ich aber sagte: „Ich höre gut: Sie hören gut — gut, so hören Sie: ich habe keinen Sitz mehr!"

Es gibt Leute, m. f. H. u. H., die vom Witz verlangen, er soll zusammenhängend sein! Unsinn! Pech hängt zusammen, Flanell ist ein Ganzes, aber Quecksilber zerquirlt sich in kleine Theile! Witz muß verschwenden, Witz muß gießen, nicht tröpfeln, nicht zumessen. Witz muß eine Geliebte sein, die Einen mit Küssen erstickt, nicht eine Gattin, die Einem alle morgen ein Mal beim guten Morgen den Mund hinreicht! Unter allen heißen Getränken ist ein kalter Kuß und ein lauer Witz der fadeste Schluck!

Es ist besser, gar keinen Witz zu machen, als ihn wie die Postmeister anzustellen, alle zwei Meilen einen. Da ich also einsehe, daß ich besser fahren würde, den Witz aufzugeben, so bin ich so frei, zum Schluße dieser Vorlesung einen „Ausverkauf von Witzen" zu machen, in welchem ich meine letzten kleinen Witze und Gedankenflitter ausbiete. Daß Alles festgesetzter Preis ist, das versteht sich von selbst, da Sie, m. f. H. u. H., für Ihr Geld schon fest sitzen. Sie müssen nichts kaufen, anschauen kostet nichts.

1.

„Irren ist menschlich," — die Leute glauben daher, sie sind schon menschlich, wenn sie sich irren, da irren sie sich aber unmenschlich!

2.

Was ist der Unterschied zwischen einem Recensenten und einem Hahn? Der Hahn kräht und reißt das Maul auf, wenn er unter einem Berg voll schlechten Zeuges ein gutes Körnchen findet: der Recensent kräht und reißt das Maul auf, wenn er in einem Haufen Gediegenes ein schlechtes Körnchen findet.

3.

In der Ehe beweist der Mann Alles und behauptet nichts, die Frau beweist nichts und behauptet Alles.

4.

Was für ein Kartenspiel liebt eine Witwe, die schon drei Männer hatte? — Das Whistspiel, sie sucht einen vierten Mann!

5.

Im Leben und im Schachspiel ist ein schlechtes Spiel, wenn der Bauer ein Ritter wird.

6.

Der Kummer, den die Nacht verborgen,
Kömmt an den Tag doch wunderbar,
Man geht zu Bett mit schwarzen Sorgen,
Und man erwacht mit weißem Haar!

7.

Wer die Menschen verleumdet, der verdient, daß man ihm das Haus über dem Kopfe anzünde, des-

halb lassen sich die Menschen alle ihre Häuser assecuriren.

8.

Warum kommen gerade alle Concerte und Akademien im Winter? — Weil sich da die Menschen mit guter Art Baumwolle in die Ohren stopfen können.

9.

Warum ist ein Kuß das Süßeste im Leben?
Weil er gibt im Genuß und genießt im Geben.

10.

Inwieferne sind sich unsere jetzigen Jünglinge und ein Degen ähnlich? — Beide glänzen dadurch, daß sie st:ts ungezogen bleiben.

11.

Warum ist bei den Recensenten Geld der einleuchtendste Grund? — Weil der auf der Hand liegt.

12.

Warum trinken die Männer bloß außer dem Hause, und haben nie einen Rausch zu Hause? — Weil sie sich fürchten, ihre Frau doppelt zu sehen.

13.

Willst Du lachen, willst Du weinen,
Suche noch ein zweites Herz;

Will die Freude Dir erscheinen,
So verdoppeln zwei den Scherz;
Doch zu Thränen sich vereinen,
Das halbirt den bittern Schmerz;
Willst Du lachen, willst Du weinen
Suche noch ein zweites Herz!

14.

Warum sagt man, wenn Jemand stolpert: „Hier liegt ein Musikant begraben?“ — Weil die Musikanten jetzt dadurch begraben sind, daß man keinen Schritt mehr gehen kann, ohne über einen Musikanten zu stolpern.

15.

Warum wird jetzt jede Celebrität, der ein Ruf vorangegangen, bloß mit Essen tractirt und gefeiert? — Um zu sehen, was an all' den Gerüchten ist!

16.

Ein Zauberer hat einen Changirstock, ein Capellmeister einen Tactirstock, für die Leute, welche die Festessen arrangiren, erfinde man noch einen Tractirstock!

17.

Liebe kömmt herangeflogen,
Treue kommt nur mit der Zeit,
Lieb' ist irdisch angezogen,
Treue trägt ein Sternenkleid,

Lieb' ist Vielen wohlgewogen
Treue athmet bloß zu zweit,
Liebe ist dem Streit gewogen
Treue lebt in Ewigkeit,
Liebe wird zur Welt gezogen,
Treue lebt für sich abseit,
Lieb' hat Treue oft gelogen
Treu hat Lieb' stets im Geleit,
Liebe wird dem Blick entzogen,
Treue wohnt in Offenheit.

18.

Warum lassen sich jetzt die unbedeutendsten Virtuosen und Dichter gleich lithographiren? — Damit das Ding doch ein Gesicht habe.

19.

Was denkt sich jetzt das Publicum? — Es denkt: „Wenn der nur schon vom Tische aufstehen möchte, damit wir uns zum Tische setzen könnten." Künftighin werde ich zeitlicher aufstehen.

Sechzig Jahre,

oder:

Unseres Herrgotts Polizeistunde im Wirthshause des Lebens.

Das Leben, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, ist ein Wirthshaus, und jeder Mensch ist ein anderes Gast- und Wirthshausschild, z. B. das Lamm, das Roß, das Kameel, der Ochs, der Zeisig, der Bock u. s. w. Sie, m. f. H. u. H., sind heute auch in einem humoristischen Wirthshäusel, und ich bin auch das Wirthshausschild: „Der wilde Mann."

Was heißt ein wilder Mann? Wer in der jetzigen Zeit ein Mann ist, der muß wild werden! Sie, m. f. H. u. H., sind heute die Gäste beim „wilden Mann," und wenn ich ihnen Bein von meinem Bein und Fleisch von meinem Fleisch vorsetze, so haben Sie Wild—pret.

Eine jede Frau ist ein Kreuzberg; wie Kreuzberg wilde Thiere zähmt, so zähmen die Frauen die „wilden Männer," aber nicht nur die schönen Frauen zähmen die wilden Männer, sondern auch die wilden Frauen; darum ist die Ehe eine „wilde Geschichte!"

Schon Adam war ein „wilder Mann,“ er lief ganz nackt im Wald herum, aber Eva hat ihn schön gezähmt, er hat ihr aus der Hand gegessen.

Jupiter war auch ein „wilder Mann,“ er hat in einer Höhle gelebt und ist bei Gaismilch erzogen worden, und wie hat ihn die liebe Juno gezähmt. Es hat gar keinen größern „Simandl“ gegeben als Jupiter. Wie er sich hat nur bei einer andern sehen lassen, hat sie Juno gleich verwandelt, in eine Fledermaus, in ein Wiesel u. s. w.

Von dem wilden Mann, von Jupiter, sollen alle wilden Männer lernen, wie man bei den Weibern Glück macht. Nicht nur der wilde Mann, der hier vor Ihnen sitzt, sondern der alte wilde Mann da oben war ein gescheidter Practicus. Alle andern Götter haben sich zum Courmachen verkleidet als Riesen, als Adler u. s. w., Jupiter aber, der hat's verstanden, bei den Frauen Glück zu machen; zu der Einen kam er als „goldener Regen,“ zu der andern kam er als „Ochs.“

Der starke Simson war auch ein „wilder Mann,“ er hat sich nicht gekämmt, nicht rasirt, wie ein deutscher Demokrat, und wie hat ihn sein gutes Weib, die Delila, gezähmt, gekampelt und geschoren; von ihr hat ja Parthenia gelernt, wie man den „Sohn der Wildniß“ barbirt und frisirt!

Holofernes war auch ein „wilder Mann“ und wie zahm hat ihn die Juden-Judith gemacht!

Dieser wilde Mann Holofernes wollte haben, daß Alles nach seinem Kopfe gehe, und die gute Judith ist wirklich nach seinem Kopf gegangen!

In der Geschichte der Juden, m. f. H. u. H., bildet die Episode von Judith nnd Holofernes einen — Haupt-Abschnitt.

Meine verehrten Freunde und Gönner haben mich heute so viel gelobt, Sie haben das freundliche Perspectiv der Anerkennung mit der Vergrößerungsseite an meine gute Seite und mit der Verkleinerungsseite an meine Fehler gelegt, und ich als Hauswirth darf nicht widersprechen. Ich glaube, diese Huldigung ist nur ein Vorspiel, sie fangen schon zu meinem sechzigsten Geburtstag an, mich — einzubalsamiren! Um aber Jemand einzubalsamiren, muß man alle Höhlen in ihm mit Weihrauch und Specereien anfüllen, muß man ihm erst das Gehirn herausnehmen; ich aber habe Gottlob noch so viel Gehirn im Kopf, um diese schmeichelhaften, gesungenen und gesprochenen Huldigungen mit dem gerührtesten Dank für das hinzunehmen was sie sind, für herzlich wohlgemeinte Mährchen, mit welchen man das Alter in den letzten Schlummer hinein plaudert.

Sechzig Jahr, m. f. H. u. H., ist die Polizeistunde des Todes, da ruft der Gensd'arm des Todes mit der Sense in's Wirthshäusel herein: „Es ist bald Zeit zum z'Haus gehen!" Aber der liebe Gott, der gute Wirth, sagt freundlich: „Nun! ein Bischen

kannst du schon noch dableiben, aber nur hübsch ruhig, mach' keinen Lärm und unterhalt' Dich ganz solid bei deiner letzten Neige Wein!"

Aber wenn der Mensch sechzig Jahre alt wird, da fangen außer seinen Gönnern die andern Leut' auch an, ihn gern zu haben, sie denken sich: „Jetzt ist der Kerl sechzig Jahr alt, jetzt wird uns der Kerl nicht mehr lang sekiren! Vor dem brauchen wir unsere Weiber und Töchter nicht mehr einzusperren! —"

Ich sollte Ihnen eigentlich heute eine kurze gedrängte Biographie von mir geben, ich will es ganz drastisch in wenigen Worten thun: Mein Leben ist mein Schreibzeug, mein Schreibzeug ist mein Leben! Wenn mich die Lampe angegriffen, hab ich sie mit Papier besiegt. Wenn mir das Wasser an den Hals ging, hat mich die Tinte herausgezogen.

Wer mich scheel angesehen hat, dem habe ich Sand in die Augen gestreut, und was ich mit den Federn verdient habe, haben mich die Gänse gekostet.

Die Lebensgeschichte des Menschen, m. f. H. u. H., ist gewöhnlich nichts als seine Sterbensgeschichte. Jeder Sterbliche ist zum Tode verurtheilt, das schlechteste Leben aber hat der, der zur Unsterblichkeit verurtheilt ist! Der Mensch ist aus Thon und Erde gemacht, er ist eine Töpferarbeit, jeder Mensch ist ein Topf, aus Thon geschaffen, wird am Ende ein Scherben und wird wieder zur Erde geworfen.

Eigentlich ist nur der Mann ein Topf, die

Frau ist der „Hafendeckel.“ Jeder Topf geht so lange herum, bis er seinen Hafendeckel gefunden hat, und hat er seinen Hafendeckel gefunden, dann ist er erst recht zugedeckt!

Der Topf und sein Hafendeckel stehen am Herde nnd kochen sich ihr bischen Essen, da kommt der Hausfreund, das ist der Häferlgucker, und nimmt den besten Bissen fort.

Das Leben, m. f. H. u. H., ist nichts als ein Bienenstich, es wird am gründlichsten durch etwas kühle Erde geheilt.

Es gibt todte Völker, auf deren Grab kein Leichenstein steht, keine Cypresse klagt und keine Inschrift zu lesen ist, es gibt todte Herzen, auf welchen ebenfalls kein Liebeskreuz, keine Thränenurne, kein klagendes Wort steht, aber das Herz dessen, der geliebt hat, ein Weib, ein Kind, einen Freund, die Menschheit, das Gute, das Schöne, auf einem solchen Herzen, wenn es auch ein Grab geworden ist, steht doch eine Trauerweide und Vergißmeinnicht und eine Aeolsharfe, und freundliche Herzen besuchen es am Allerseelentage der Erinnerung, und ein solches Herz lebt fort als Klagelied im Munde derer, die es kannten und liebten!

Jedoch, m. f. H. u. H., ich werde zu ernst; das werden sie dieser Stunde wohl verzeihen, die Wehmuth findet noch immer mehr Anklang als der Scherz!

Wer da will rühren Menschenherzen,
Stimme an den Ton der Schmerzen,
Aber nicht den Ton der Lust,
Denn viele gibt's, die niemals fröhlich waren
Aber keinen gibt's, der noch niemals hat erfahren
Leid und Weh in seiner Brust!"

Und doch ist das Leben schön und der Lebende hat Recht und der schönen Stunden gibt's viele auf Erden!

Freilich, wer nur Engel sucht auf Erden, der wird nur Teufel finden, wer aber nur Menschen sucht, der wird auch zuweilen einen Engel finden.

Die Menschheit ist erhaben und der Mensch ist gut und der böseste Mensch hat Augenblicke, in welchen er das Wohl der leidenden Menschheit will, zum Beweis schließe ich und lese Ihnen nichts mehr vor!

Vermählungs- und Trennungs-Geschichte der Frau „Zeit" und des Herrn „Geistes",

oder:

Muß man jetzt sagen: „Der Geist hat die Zeit aufgegeben", oder: „Die Zeit hat den Geist aufgegeben."

Der erste Mensch, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, Adam, ist verheiratet auf die Welt gekommen, er brachte seine Frau: die Rippe, mit auf die Welt; während er schlief, wurde ihm sein Weib von der Seite genommen und als er erwachte, war sie wieder bei ihm, das passirt schon manchmal so.

Seitdem weint jeder Mensch, wie er auf die Welt kommt, weil er glaubt, sein Weib ist mit ihm gekommen; wenn er aber sieht, daß das nicht der Fall ist, überläßt er sich einem erquickenden, ruhigen Schlaf.

Es gibt im Rangunterschiede des menschlichen Lebens nur drei Stände, m. f. H. u. H., der „ledige Stand," der „Ehestand" und der „Witwerstand." Der ledige Stand das ist der „Herren-Stand," der

Ehestand das ist der „Nähr- und Wehr-Stand“ und der Witwenstand das ist der „Ruhe-Stand!“

Im ledigen Stande ist man ein ganzer Mann, in der Ehe wird man halbirt; Mann und Weib sind zwei Halbe, zwei Ehehälften; das sind zwei Halbe, die zusammen kein Maß halten, aber die Frau ist die größere Hälfte; diese Halbe enthält viel mehr „Pfiffe.“

So ist's auch mit dem Ehepaar Zeit und Geist, unser Zeitgeist besteht nur aus einer halben Zeit und einem halben Geist.

Die Kinder unseres Zeitgeistes sind ungezogene Rangen, sie schreien beständig Tag und Nacht, die Zeit wiegt sie stets mit mütterlicher Affenliebe, aber der Geist, der wahre Geist, der macht es mit diesen Kindern, wie jener Mann in der bekannten Anecdote: Ein Ehemann nämlich hatte einen wilden, kleinen Jungen, welcher die ganze Nacht gewaltig schrie, und die Mutter wiegte ihn beständig; endlich sagte sie zum Manne, der nicht wiegen wollte: „Mann, das Kind gehört halb mir, halb Dir, so kannst Du es auch wiegen,“ — der Mann aber antwortete: „Weißt Du was, wieg' Du Deine Hälfte, ich laß' meine Hälfte schreien.“ So macht es der gescheidte Geist auch mit den ungerathenen Kindern des Zeitgeistes, er läßt seine Hälfte schreien, und nicht nur die Hälfte des Kindes läßt er schreien, sondern auch seine eigene

Hälfte: die Zeit, läßt er schreien und denkt sich: sie wird schon müde werden!

Je stärker die Frau schreit, desto lieber sollte das dem Manne sein, denn nie sind die Frauen liebenswürdiger als in der Viertelstunde, nachdem sie sich ausgeschrien haben! Indem die Lunge Raststunde hat, fängt das Herz an zu arbeiten; bevor das Donnerwetter losgebrochen, weiß der Mann gar nicht, wie er sich der Frau nähern soll, mit dem Regenschirme, mit dem Staubmantel oder mit dem Blitzableiter; aber wenn die Frau ausgedonnert hat, da ist die Landschaft der Ehe frisch erquickt.

So ist's auch mit dem Zeitgeist, der ruhige und besonnene Geist läßt die Zeit ausdonnern.

Die Zeit hat den Geist zum Ehegemahl, aber sie hat einen noch andern Geist zum Hausfreund, den Geist der Verwirrung, und der Hausfreund hat gewöhnlich mehr Einfluß auf die Frau als der Gemahl.

In Hinsicht der Zeit ist der Mensch immer wie ein Witwer, der wieder geheiratet hat; er hat immer drei Weiber, die Gestorbene liegt ihm in der Erinnerung, die Zukünftige liegt ihm in den Gedanken, und die Gegenwärtige liegt ihm im Magen.

Wenn der Mensch von der vergangenen Zeit spricht, so heißt's immer: „Meine Selige!"

Wie unselig würde sich mancher befinden, wenn seine Selige wiederkäme!

Der Geist und die Zeit ist ein Ehepar, Mann und Weib: Mann und Weib ist ein Leib und eine Seele. Wer ist bei unserem Zeitgeist der Leib und wer die Seele? Ist unser Geist der Leib? Beileibe nicht! Ist unsere Zeit die Seele? Dann ist sie eine verlorene Seele, weil sie sich dem bösen Geist verschrieben hat.

Die Seele ist unsterblich, aber unsere Zeit nicht, sie hat nichts Unsterbliches an sich!

Der Gedanke an die Unsterblichkeit der Seele, m. f. H. u. H., ist ein erhabener, ein heiligender Gedanke, aber es gibt Menschen, bei welchen der lauterste Gedanke schädlich wirkt. Viele Menschen denken: die Seele ist unsterblich; von ihrem Körper aber wissen sie, er ist sterblich, darum wie schonen sie ihn, wie behutsam gehen sie mit ihm um, wie bewahren sie ihn vor allem Schädlichen; aber von der Seele denken sie, die ist unsterblich, was kann der geschehen, die kann Alles essen!

Bei Mann und Weib ist's eben so: er ist der Leib, sie ist die Seele, und die Männer, wenn sie etwas behaupten, was eigentlich nicht so recht wahr ist, schwören nie: „Bei meinem Leib!" sondern sie schwören immer: „Bei meiner Seele!"

Mann und Weib ist ein Leib und eine Seele. Die Frau, die Seele, fühlt sich nicht eher frei, bis sie vom Leibe los ist, und der Leib: der Mann, fühlt sich nicht eher ganz ruhig, bis ihm die Seele ausge-

gangen ist. Alle verheirateten Männer hoffen auf die Seelenwanderung.

In unseren Frauencirkeln da kommen die Seelen der Gerechten und die Seelen der Verdammten zusammen, und da reden die Seelen von nichts, als von ihren abwesenden Leibern.

Es ist sonderbar, die Männer müssen alle ein schlechtes Gewissen haben, sie möchten immer lieber die Seele des Andern haben.

Im gewöhnlichen Leben, m. f. H. u. H., wird Geist und Seele als gleichbedeutend gebraucht, es ist aber ein großer Unterschied; es gibt große Geister, die kleine Seelen sind, und bei den sogenannten starken Geistern ist die Seele das Schwächste!

Ein Ort kann 80.000 Seelen und nur dritthalb Geister zählen. Es gibt einen Pomeranzengeist, aber keine Pomeranzenseele. Man kann Einem etwas auf die Seele binden, aber nicht auf den Geist; nur unsere Zeit läßt sich Alles auf den Geist binden, und je mehr man ihr auf den Geist bindet, desto ungebundener ist sie!

Bei dem Ehestand unseres Zeitgeistes ist die arme Frau zu bedauern, alles Unheil wird ihr in die Schuhe geschoben, aber es ist nicht wahr, die Zeit ist immer gut, denn die Zeit ist ein Theil der Ewigkeit, aber der Geist ist es, der die Zeit verdirbt!

Glauben Sie mir, m. f. H. u. H., jede Frau wird das, was ihr Mann aus ihr macht; jede Frau

ist das Glaubensbekenntniß ihres Mannes. Frauenseelen sind wie Rosenholz, wenn man sie formt und schnitzt, duften sie Wohlgeruch aus, aber wenn man sie vernachlässigt, werfen sie sich krumm.

Als weichen, formsamen Teig empfängt der Mann das Herz des Weibes, er kann aus ihm einen Engel und einen Satan kneten.

Wie viele Weiber bringen dem Manne einen Demant im Auge und einen in der Seele, eine Blume auf den Wangen und eine im Herzen, einen Himmel im Blick und einen im Gemüthe, sie kömmt zu ihm als Bürgschaft der Zukunft, sie bringt ihm die Offenbarung eines lauten Daseins, die Vermittlung zwischen Sehnsucht und Erfüllung, das süße Ineinanderspiel von Stoff und Geist, sie bringt ihm die Geliebte seiner Gegenwart, die Gegenliebe seiner Zukunft, die Tröstung seiner Leiden, die Pflegerin seines Krankenbettes, die Mutter seiner Kinder, die Seele seines Hauses, das Alles in eine zarte, liebliche Gestalt gebunden, bringen die Frauen dem Mann, und er, was bringt er, wie vergilt er? Er gibt ihr Dornen statt Blumen, gemaltes Feuer statt Flammen, Wallungen statt Gefühle, Launen statt Liebkosungen, den Argwohn zum Thorsteher, die Eifersucht zur Zofe, das Mißtrauen zur Gesellschafterin, nicht selten die Untreue zur Hausbewohnerin und nur den Tod — zum Erlöser.

Und so wie die Frau das wird, was der Mann

aus ihr macht, so wird die Zeit das, was der Geist aus ihr macht.

Die Sprache selbst, m. f. H. u. H., hat den Unterschied zwischen dem weiblichen und männlichen Geschlecht angezeigt. Man sagt von weiblichen Wesen „Frauenzimmer,“ aber man nennt die männlichen Wesen nicht „Männerzimmer,“ das ist charakteristisch; denn die Frauenherzen sind wie die Zimmer, sie haben gewöhnlich eine Thüre und viele Fenster, es schaut mehr heraus als hinein gehen kann. Ein solches Frauenherz ist, wie gesagt, wie ein Zimmer.

Bei den ledigen Mädchen hängt in den Augen der Zettel heraus: hier ist ein Zimmer zu vermiethen, aber nur für Herren. Die Herzen der verheirateten Frauen sind auch wie ein Zimmer: die große Thüre ist für den Ehemann, aber das Herz hat gewöhnlich noch einen separirten Eingang; so ein separirter Eingang ist dazu da, um sich zusammen zu separiren. Der Ehemann geht als Lastenzug ab und der Hausfreund kommt als Separattrain an.

In Palästen, in Hütten und in Herzen, m. f. H. u. H., sind die Hauptthüren und die Haupttreppen die Ceremonien- und Paradethüren und Treppen, und nur die Hintertreppen und Separateingänge sind für die Liebes- und Gnadenwege.

Ja, m. f. H. u. H., die Ehefrau ist wie ein Zimmer, der Mann ist der „Zimmerputzer,“ wenn sie Gäste und Besuch erwartet, muß er sie putzen.

Die jungen Herren, die nicht heiraten wollen, betrachten die Frau aber auch als Zimmer, sie nehmen sich kein beständiges Quartier, sie nehmen sich nur ein „Monatszimmer.“

Ebenso bezeichnend wie der Ausdruck Frauenzimmer für weibliche Wesen ist der Ausdruck „Junggeselle“ für männliche Wesen; so lange sie jung sind in dem Metier der Liebe, sind sie „Gesellen,“ sie wandern von Einer zur Andern, manche bleiben alle Lebtage Lehrbub.

Die ledigen Männer, m. f. H. u. H., müssen aber auch wie die Gesellen wandern, denn für den Fall, daß sie heiraten sollen, müssen sie ja „fechten“ lernen.

Man weiß wirklich nicht, m. f. H. u. H., welche von unseren jungen Leuten jetzt einen traurigeren Anblick gewähren, die alten Junggesellen oder die jungen Altgesellen.

Es ist ein großer Unterschied zwischen Liebe und Ehe.

Zwei Herzen, die über den Strom der Zeit durch Liebe sich angehören, sind verbunden durch die fliegende Brücke der Seufzer und der Sehnsucht, zwei ehelichverbundene Herzen sind durch eine Kettenbrücke verbunden, durch die zwei unerschütterlichen Pfeiler der Treue und Pflicht. Nur ist es leider nicht immer zu vermeiden, daß beide gegenseitige Herzen auch von Passagieren auf Dampfböten und Schiffchen betreten

werden, um den Umweg zu vermeiden. Das ist auch im Geiste unseres Zeitgeistes.

Jeder Geist prophezeiht jetzt der Zeit andere Kinder!

Wenn der echte, geläuterte, besonnene, langsam seine Früchte reifende Zeitgeist alle die Kinder sieht, welche man für die seinigen ausgibt, er würde sie gar nicht erkennen, es würde ihm so ergehen, wie es einem gewissen M. G. Saphir mit seinen Witzen geht. Wenn ich einmal, d. h. sehr selten, einen guten Witz mache, und man mir meinen Witz von mir wiederzählt, so erkenne ich ihn niemals, es würde mir gar nicht einfallen, daß ich je so einen Witz gemacht habe! Ich schicke meinen Witz hinaus, wie es sich für einen soliden, zärtlichen Vater schickt, ich statte ihn aus, so gut mein bescheidenes Vermögen es erlaubt, und sage zu ihm: „Geh' hinaus, mein Sohn, und bist Du auch keine Beauté, das macht nichts, wenn ein Witz nur seine graden Glieder hat, segne Dich Gott und mach' Deinem alten Vater keine Unehre!"

Aber, m. f. H. u. H., in welchem Zustand bringt man oft mein Kind wieder zu mir zurück! Abgerissen, zerlumpt, mit gebrochenen Gliedern, halb verhungert!

Wenn ich endlich meinen Witz erkenne, dann fall' ich ihm weinend um den Hals: „Mein Sohn! Mein Sohn! Wer hat Dich so zugerichtet!?"

Ich hab' einmal in Berlin einen guten Witz gemacht. — Sie glauben's gar nicht? — Ich kann's Ihnen beweisen, denn der Witz war so brillant, daß er den Saphir dreimalvierundzwanzig Stunden in's Dunkle gesetzt hat!

Also ich war einmal in Berlin witzig, und zwar in Gegenwart eines Banquiers. Der Banquier sagte: „Saphir, verkaufen Sie mir den Witz, ich gebe Ihnen zwei Friedrichsd'or, aber er gehört ganz mir." Zwei Friedrichsd'or für einen Witz! Ein Tauschgeschäft, Geld auf Witz! — Wir haben Beide ein schlechtes Geschäft gemacht; wenn er den Witz erzählt hat, so sagten die Leute: „Wie kommt der zu so einem guten, baren Witz?" Und wenn ich die zwei Friedrichsd'or zeigte, so sagten die Leute auch: „Wie kommt der zu zwei bare Friedrichsd'or?"

Aber ich hab' die zwei Friedrichsd'or gleich und auf ein Mal ausgegeben, der Herr Banquier aber gab den Witz alle Tag aus.

Einmal waren wir zusammen gebeten und beim Champagner fängt der liebe Banquier an meinen Witz zu erzählen! Aber wie?!

Wenn Sie, m. f. H. u. H., das Gesicht dieses Witzes und mein Gesicht gesehen hätten, das waren zwei rare Gesichter!

Eine Zeitlang hielt ich's aus. Der Witz, den er von mir als kurze Waare gekauft hat, bekam bei ihm eine Länge wie ein Bandwurm, Stück nach

Stück kam, nur kein Kopf. Endlich wurde es mir zu arg, — der Witz, den ich unterm Herzen getragen habe! Ich war kein gewöhnlicher Mensch mehr, ich war nichts als Mutter! Ich holte die zwei Friedrichsd'or aus der Tasche, — glauben Sie auch das nicht? — ich holte die zwei Friedrichsd'or aus der Tasche, sprang auf und über den Banquier los: „Da, ungethümlicher Banquier, banquierliches Ungethüm! da nimm Deine zwei Friedrichsd'or und gib mir mein Fleisch und mein Blut! Du zweifriedrichsd'origer Kindermörder!"

Und so, m. f. H. u. H., geht's dem klaren Zeitgeiste mit seinen verhunzten Kindern!

Doch noch schlimmer als die Zeit jetzt ist, sind die Erzieher der Zeit, die großen Redner von Geist und Zeit, die Wahrsager, die Volkspropheten, die man für begeistert hält, weil sie betrunken sind, diese wollen die Kinder der Zeit erziehen und verwildern sie.

Eine jede Zeit hat und hatte Wunden, aber die Probe der Zeit sind ihre Wunden; wie Jemand sich benimmt, wenn eine Wunde ihn trifft, ist der Probstein seines Charakters; der edle Hirsch, wenn er verwundet wird, springt in die Höhe, der verwundete Büffel wälzt sich im Schlamme.

Die Zeit soll ein Hirsch sein, wenn sie Wunden hat, soll sie sich erheben; sich selbst empor tragen zum Himmel, zur Klarheit, zum Geiste der Liebe, des Friedens, des Glaubens und der Hoffnung.

Das ist eine armselige Zeit, die weinend auf ihre Wunden weis't. Der Bettler zeigt seine Wunden, der Held hingegen zeigt blos seine Narben.

Der Geist hat sich mit der Zeit vermählt, diese Ehe ist in der Ordnung, wenn der Geist mit der Zeit sich an der Rechten trauen ließ; wenn Geist und Zeit sich an der Linken vermählen, das zeigt nur von einer Mesalliance.

Geheiratet ist leicht, aber geschieden ist schwer! Die Heiraten werden im Himmel geschlossen!

Die Frauen gehen in der Ehe mit ihrem Herzen um, wie mit einem großen Braten, mit einem Indian, zuerst setzen sie dem Mann das Herz ganz auf den Tisch, zum Anschauen, dann nehmen sie's wieder weg und tranchiren es für verschiedene Gäste, aber der Mann kriegt auch sein Theil.

Wer heiratet, bereut es, und wer nicht heiratet, bereut es auch, aber gottgefälliger ist die Ehe, denn der Himmel will nicht nur Reue, sondern Buße.

Wer nicht heiratet, bereut es allein, einsam; wer heiratet, bereut in Compagnie, er bereut, sie bereut; da ist Abwechslung, sie können sich erholen; heute bereut er und sie genießt Schadenfreude, morgen bereut sie und er genießt Schadenfreude.

In der Liebe verliert man den Verstand, in der Ehe sieht man erst, was man verloren hat.

Ein sonderbarer Ausdruck, den Verstand aus

Liebe verlieren, wer etwas verliert, der hat nur nicht recht Obacht darauf gegeben.

Ich muß gestehen, ich hab in meinem langen Leben noch keinen Menschen gekannt, der den Verstand aus Liebe verloren hat; aber ich habe viele Menschen gekannt, die aus Verstand die Liebe verloren haben.

Weßhalb sagt man denn, der ist verliebt bis über die Ohren? Weil über den Ohren der Verstand anfängt, und da hört die Liebe auf.

Man hat eine Heirat aus Liebe und eine Heirat aus Vernunft, diese zwei Heiraten verhalten sich wörtlich folgendermaßen: Von der Heirat aus Liebe heißt es: „Heirat! und aus mit der Liebe," und bei der Heirat aus Vernunft heißt es: „Heirat! und aus mit der Vernunft."

In der Liebe, m. f. H. u. H., verlieren die beiden Liebenden den Kopf, und da die Liebe blind ist, so können sie den Kopf nicht wieder finden.

In der Ehe aber gehen selbst den Blinden die Augen auf.

Wie die Liebenden heiraten, finden sie ihre Köpfe wieder, aber in dem ersten Schrecken verwechseln sie dieselben.

Sie setzt seinen Kopf auf, und er setzt ihren Kopf auf.

Und wenn in der Ehe dem Manne der Kopf weh thut, so muß er zu der Frau eigentlich sagen: „Mein Kind, Dein Kopf thut mir weh!" — So

muß der Geist jetzt zu der Zeit auch sagen: Dein Kopf thut mir weh!

Wir Zeitschriftenmacher sind die Nachtwächter der Zeit, und ich habe schon oft über die sonderbare Institution der Nachtwächter gedacht und gesprochen. Ich begreife uns journalistische Nachtwächter der Zeit so wenig wie die wirklichen Nachtwächter, mit welchen wir volle Aehnlichkeit haben.

Der Nachtwächter ruft: „Alle meine Herren und laßt Euch sagen!“ Wie albern, wenn Alle unsere Herren sind, werden sich unsere Herren von uns etwas sagen lassen? — „Der Hammer hat Zehne g'schlagen!“ Wem erzählen die albernen Nachtwächter das? Wenn die Herren wach sind, so haben die Herren schon ihre Uhren, und wissen das ohnehin; und wenn die Herren schlafen, können wir tausend Mal sagen, wieviel es geschlagen hat, sie verschlafen's doch. — „Gebt Obacht auf Feuer und auf Licht!“ sonderbar, die Leute haben schon alles Feuer und Licht ausgethan, die Nachtwächter bloß gehen in Wind und Sturm mit der angezündeten Laterne herum, und sie rufen den Andern zu: „Gebt Acht auf's Licht!“

„Damit kein Schaden g'schieht!“ Da sagen die Herren: „Wir haben Häuser, Schlösser, Paläste, Fabriken, und Du Nachtwächter hast nicht Haus nnd Hof, was hast Du uns zu sagen, wir sollen auf's Feuer Obacht geben?“

Zum Schlusse schreit der Nachtwächter noch ein-

mal: „Hat's zehne g'schlagen!" Das ist eigentlich eine Frage an sich selbst, nachdem er der ganzen Welt verkündigt hat: „Der Hammer hat Zehne g'schlagen," fragt er sich selbst: Ist's aber auch wahr:? „Hat's Zehne g'schlagen?"

Wir Nachtwächter rufen auch nur immer: „Der Hammer hat g'schlagen, hat Zehne, hat Elfe g'schlagen;" nie rufen wir: „Der Hammer wird Zehne schlagen, wird Elfe schlagen;" was geschlagen worden ist, wissen wir ohnehin. Es wäre interessanter, zu wissen, was noch geschlagen werden wird!

In Norddeutschland rufen sie: „Die Glocke hat geschlagen;" im Süden rufen sie: „Der Hammer hat geschlagen," das bleibt sich Alles gleich, ob die Glocke schlägt oder der Hammer schlägt, geschlagen bleibt geschlagen.

Unserer Zeit aber und unserem Geist hat weder der Hammer geschlagen noch die Glocke, sie haben sich selbst geschlagen, und das Schicksal hat sie geschlagen mit Blindheit.

Unsere Zeit, m. f. H. u. H., ist vom Himmel mit Recht für ihre Frevel zur herbsten Strafe verurtheilt, und wen der Himmel verurtheilt, dem bindet er selbst die Augen zu.

In unserm Zeitgeist hat sich neben Zeit und Geist noch eine dritte Macht als allmächtige herausgestellt: das Geld!

Das Geld ist der große Weltgeist in Taschenformat.

Es ist ein Unglück, wenn man die Gegenwart des Geistes verliert, aber es ist noch ein größeres Unglück, wenn man die Gegenwart des Geldes verliert.

Die Zeit hat zwei Hilfszeitwörter: „Sein und Haben" — der Geist hat auch zwei Hilfszeitwörter: „Nichtsein" und „Nichtshaben."

Man sagt: „Der und der hätte Geld haben können und hat keins." Dummheit! Geld haben oder nicht, hängt vom Himmel ab. Wenn der Mensch geboren wird, so ruft ein Engel vom Himmel sein Erdenlos aus: Wenn der Engel ruft: „Der jetztgeborne Mensch soll ein dummer Kerl werden," der wird ein dummer Kerl, ohne daß er sich Mühe zu geben braucht, er heiratet drei, vier Mal hintereinander und kömmt in's Himmelreich, ohne den Weg zu wissen.

Wenn der Engel ruft: „Der Mensch, der jetzt geboren wird, soll ein gescheidter Kerl werden!" dann darf dieser Mensch alle Bücher lesen, er darf noch so viel studiren, er kann ein Professor des Clarinetto werden, ja er darf ein Millionär werden, das nützt ihm alles nichts, er wird doch ein gescheidter Kerl! Wenn der Engel aber ruft: „Der Mensch, der jetzt geboren wird, soll ein armer Teufel bleiben!" der bleibt ein armer Teufel! Und wenn man ihm erlaubte,

fünf Gulden C. M. in Wien zu beziehen von jedem schlechten Schauspieler, der unverdient gelobt, und von jedem guten Zahn, der unverdient gerissen wird; und zehn Gulden von jeder schönen Wienerin, die in ihren Liebesbriefen mehr Philosophie als Ortographie entwickelt, und fünfzehn Gulden C. M. von jedem schönen Wiener, welcher dem Schneider mehr schuldig ist, als der Natur, er bleibt doch ein armer Teufel.

Es geht mit dem Gelde im Leben wie mit den Ohrfeigen, Mancher, der keine verdient, kömmt alle Augenblick zu einer, er weiß gar nicht wie, und Einer, der recht viel verdiente, dem werden sie leider vorenthalten!

Man sagt: Der Mensch lebt siebzig Jahre; das ist nicht so! Der Mensch ist siebzig Jahre lang der Kutscher seines Lebens! In der ersten Hälfte des Lebens, so lange es noch in die Höhe geht, bergauf, da geht der Menschenkutscher neben seinem Leben zu Fuß her, und treibt Alle den Wagen führenden Leidenschaften an, und nimmt noch ein paar Leidenschaften als Vorspann an, und schiebt nach und schreit: „Hio! hott! vorwärts!“ u. s. w. Wenn der Kutscher mit seinem Leben oben ist, dann geht's thalwärts, bergab, da geht der Mensch wieder als Kutscher neben seinem Leben her und hält die Zügel an und zurück, damit es langsamer gehe, und legt Hemmschuhe an's Leben, nur damit es nicht zu rasch hinabrolle, und schreit wieder nur: „Ho! hoho! halt!“ Aber der Tod geht

hinter dem Lebenswagen her, und wo ein Stück wegfliegt und ein Rad abläuft, das sammelt der Tod und kömmt endlich an der letzten Station zugleich mit dem Kutscher und dem Leben an.

Der Mensch geht rastlos durch's Leben, er hat kein Dach; wie er auf einer Station ankömmt, bläst schon der Postillon für die andere Station; von Kindheit zur Jugend, von Jugend zum Alter, zum Tod, vom Leben zur Hoffnung, von Verzweiflung zur Hoffnung u. s. w.

Die Hoffnung ist die Kindsfrau des Schicksals, und ist vom Schicksal angestellt, den Menschenkindern alle bittere Medizin einzuflößen, mit der Versicherung, sie ist nicht bitter!

Die Hoffnung ist wie ein Schuster; sind uns die Stiefel, die das Schicksal für unsern Lebensweg gemacht hat, zu eng, so sagt die Hoffnung: „Mit der Zeit werden sie sich schon austreten!“ Sind uns die Schicksalsstiefel aber zu weit, so sagt die gute Hoffnung wieder: „Wenn sie in's Feuchte kommen, ziehen sie sich schon zusammen!“

Wer sich in der Zeit des Unglücks zum Geiste der Hoffnung flüchtet, ist doppelt unglücklich!

Alle Blumen zieht die Sonne auf, aber ihr folgen thut nur eine: die Sonnenblume; unter den Blumen: Glaube, Liebe und Hoffnung ist nur der Glaube die Sonnenblume, die ihr ewig folgt.

In einer Zeit, die wie die uns'rige vom bösen

Feind belagert wird, in welcher die Brandraketen von außen in den sichern Schooß der Ruhe geworfen werden, da gibt's vor diesen fliegenden Bomben einen sichern, bombenfesten Ort: den Glauben.

In einer solchen Zeit der Gefahr trennen sich die lautern Geister von den unlautern; die lautern retten sich vor den Bomben in die Kirche, in den Schooß der Wahrheit und der Zuversicht; die frivolen Geister aber retten sich in einen andern bombenfesten Ort: in den Keller, in die Tiefe, in die Nacht der Versunkenheit!

An den Kirchen hängen die Glocken diese Zungen der Zeit, diese Zeiger und Weiser der Zeit! Aber auch bei diesen Zungen der Zeit kommt's auf den Geist an, der sie ertönen macht. Wenn die Glocken durch Erschütterungen, durch Erdbeben ertönen, dann zeigen sie nicht die Zeit an, sondern den Brand in den Tiefen; nur wenn der Geist des Friedens, der Ruhe, des Sieges, des Dankgebetes sie zu einem Tedeum anstimmen, dann sind sie die Schwalben der Zeit, die den wiederkehrenden Völkerfrühling anzeigen in Zeit und Geist.

Gewisse Geister wollen der Zeit ein Licht aufstecken und erregen zu diesem Behufe einen Sturm, aber der Sturm kann das Licht nur ganz auslöschen, das wahre Licht erlischt ganz im Sturme, nur die Irrlichter und Verführlichter freuen sich und tanzen im Sturme.

Der Geist hat selten Worte, die Zeit hat viel Worte, Zeitwörter; aber die deutsche Sprache ist wie die deutsche Zeit: die edelsten Worte behandelt sie unregelmäßig: das Zeitwort „denken" ist beim Deutschen ganz unregelmäßig und besonders in der „jüngstvergangenen Zeit!" Größtentheils ist das Denken ein unthätiges Zeitwort, „lesen" hingegen ist ein thätiges Zeitwort, aber durch mein thätiges Zeitwort „lesen" ist Ihr „Hören," m. f. H. u. H., ein leidendes Zeitwort geworden. Von diesem unthätigen und leidenden Zeitworte „lesen" und „hören" sollen sie jedoch sogleich zu einem höchstersehnten, angenehmen thätigen Zeitwort übergehen, zum „Essen," und da ich an der Geduld, mit welcher Sie mich anhörten, mit Freuden ersah, daß Sie einen guten Magen haben, so glaube ich den Geist des Zeitgeistes auszusprechen, wenn ich Ihnen einen guten Appetit wünsche.

Behutsame Gedanken über Fallen, Stürzen, Straucheln, Purzeln und Stolpern,

oder:

Warum stolpert der Mensch immer nur über kleine Steine und nie über einen Blocksberg und Kahlenberg?

Es ist ein großer Vorzug, den der Mensch vor dem Thiere hat, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, daß er nur mit zwei Füßen stolpern kann; wenn der Mensch vier Füße hätte, würde er stets mit einem vorwärts gehen, mit zwei zurück und mit dem vierten würde er nichts als stolpern.

Der Mensch, m. f. H. u. H., hat nur zwei Füße und diese zwei Füße verwendet er meist folgendermaßen: Mit dem einen macht er vor dem Höhergestellten einen Kratzfuß und mit dem Andern giebt er Niedergestellten einen Fußtritt.

Als der Mensch geschaffen wurde, ist er sogleich gefallen, und zwar in einen tiefen Schlaf; da hat die Schöpfung gesehen, daß er nur ein halbes Wesen ist, es fehlten ihm zwei Füße, und sie gab ihm eine Frau, damit er auch als vierfüßiges Wesen dastehe; darum

ist Mann und Weib ein Leib, eine Seele und vier Füße.

Das Glück der Ehe besteht also darin, daß man die zwei Füße findet, die Einem noch fehlen, daß, wenn einem Manne die Vorderfüße fehlen, er nicht eine Frau bekommt, der dieselben Füße fehlen, sonst setzen sie sich in der Ehe Beide auf die Hinterfüße und sind unglücklich.

Und weil man also beim Werben immer die zwei fehlenden Füße sucht, sagt man auch, er geht auf Freiers Füßen, und darum fällt man der Braut zu Füßen!

Das Unglück ist aber oft: Der Freier sucht den Münzfuß und der Mann findet den Kriegsfuß! Wir wissen also genau, m. f. H. u. H., wie groß das Glück der Ehe ist, es ist nämlich vier Fuß, zwei Schuh und einen Pantoffel groß!

Einige Zeit nach der Vermählung fängt das Unglück an; alle vier Füße fangen an, auswärts zu gehen; aber jedes Paar auf einer andern Seite und da fangen die vier Füße zum ersten Male an zu stolpern.

Wie ist die Stufenfolge von Thier, Mensch und Engel? Das Thier hat vier Füße, der Mensch hat zwei Füße, der Engel hat sogar keine Füße, sondern Flügel.

M. f. H. u. H., es ist gar kein Verdienst, ein Engel zu sein und nicht zu stolpern, wenn man Flügel

hat und keine Füße! Man stolpert bloß mit den Füßen, man wird bloß gefangen in Fußangeln und die Prügel werden Einem nur zwischen die Füße, nie zwischen die Flügel geworfen!

So ein Engel macht sich ein Verdienst daraus, daß er nicht stolpert. Lächerlich! über was soll er stolpern? Er hat keinen Hunger, er hat keinen Durst, er braucht keinen Schneider und keinen Schuster, er geht nicht den Weg des Fleisches, er geht nicht den Weg des Rechtes, also über was soll er stolpern? Aber wenn die Engel auch nicht stolpern, so fallen sie doch; und ein gefallener Mensch ist kein so trauriger Anblick als ein gefallener Engel! Ein gefallener Mensch fällt wieder unter Menschen, aber ein gefallener Engel fällt unter Teufel.

Wenn ein Mensch gefallen ist, so bleibt er doch selbst noch Mensch und findet unter den Menschen Milde, unter den Sternen Trost, unter den Engeln Fürsprecher, aber wenn ein Engel gefallen ist, so wird er selbst zum Teufel, und das ist der Teufel!

Glauben Sie mir, m. f. H. u. H., stolpern kann der Mensch allein, von selbst, dazu braucht er keine Mitarbeiter; fallen aber thut ein Mensch nie von selbst, da hilft man ihm gewöhnlich dazu; wo ein Mensch fällt, haben ihm sicher andere Menschen ihre gütige Unterstützung nicht versagt! Fallen thun wenig Menschen, gefällt aber werden sehr viele!

Wieviel Bäume und wieviel Menschen, m. f.

H. u. H., werden im Leben gestürzt und gefällt, um denen, die sie stürzen, zur Brücke zu dienen, die sie als Brücke mit Füßen treten, und wenn sie über ihnen hinweggegangen sind, sie hinter sich abbrechen und in den Strom der Vergessenheit schleudern! —

Es gibt gefallene Größen, gestürzte Größen und gepurzelte Größen.

Die gefallene Größe kann auch auf flacher Erde fallen, eine gestürzte Größe muß auf einer Höhe gestanden und eine gepurzelte Größe muß bloß durch einen Purzelbaum in die Höhe gekommen sein.

Wenn man gesehen hat, wie viel Größen seit einigen Jahren gestolpert sind, so scheint das kaum begreiflich; die Leute sagen freilich: ein gutes Pferd stolpert auch; das mag sein, aber ein ganzer Stall soll nicht stolpern!

An zwei Dingen, m. f. H. u. H., merkt man daß der Mensch das schadenfroheste Geschöpf der Erde ist: wenn Jemand stolpert, lacht er, und wenn Jemand Hochzeit hat, tanzt er.

Im ganzen Universum erklärt ein Geschöpf das andere, ein Philosoph erklärt den andern, darum weiß man noch immer nicht, was die Philosophie eigentlich ist; ein Verbrechen erklärt das andere, eine Krankheit erklärt die andere, ein Weib erklärt das andere und zugleich den Mann. Die Frauen sind nur da, um die Männer zu erklären, die Frauen sind erschaffen, um die Männer aus dem Thierischen in's Mensch-

liche zu übersetzen; freilich machen sie's wie alle Uebersetzer, sie erlauben sich Eigenmächtigkeiten, oft wenn sie einen Mann ganz und gar übersetzt haben, so ist's ein ganz anderes Stück; im Original war er ein Lustspiel, die Frau hat ihn zum Trauerspiel umgearbeitet.

Der Verlauf der Liebe and Ehe ist ein ganzes Theater-Repertoir: die Liebe beginnt mit einer „Pantomime,“ zuerst schneiden sich die Liebenden allerhand Gesichter; dann kommt das „Ballet,“ die Liebenden tanzen miteinander; dann kommt „die Oper,“ der Liebende fängt zu singen an, die Eltern hören den Sänger, sie fragen aber: „Wie sieht's mit den Musikanten aus?“ Dann am Hochzeittag kommt das Melodrama, Thränen und Effectscenen; nach der Hochzeit wird das Ding ein „Trauerspiel“ und noch später ein stehendes „Spectakelstück!“

Die Liebe, m. f. H. u. H., ist bei dem Menschen der Finger und nicht die Hand, das Sehen und nicht das Auge, das Lächeln und nicht der Mund, das Erinnern und nicht das Denken, die Thränen und nicht das Weinen, das Hoffen und nicht die Hoffnung, das Gewähren und nicht die Gewährung.

Manchmal wird so ein Mann, wie ein französisches Stück in Deutschland, von zwei, drei, vier Frauen zugleich übersetzt. Die Eine übersetzt ihn frei, die Andere überträgt ihn, und dann will sie ihn nicht, wenn er übertragen ist. Kurz, jede übersetzt ihn für

ihr Haustheater, aber keine übersetzt ihn — treu! Welch' ein Unterschied, m. f. H. u. H., ist zwischen der Liebe des Mannes und der der Frauen! Die Männer bewundern Alles, was sie lieben, die Frauen lieben Alles, was sie bewundern, und sie bewundern so viel! Es gibt jetzt so viele Wundermänner!

Die Liebe der Frau speis't nach der Karte, die Liebe des Mannes speis't table d'hôte, sie werfen nach einem Gericht lange Zeit lüsterne Blicke, sie verfolgen es mit den Augen, der Mund wird ihnen wässerig, aber bis die Schüssel an sie kömmt, ist für sie nichts geblieben.

Ein jeder Mann, m. f. H. u. H., lebt nicht nur in der Bigamie, sondern hat sogar drei Frauen, denen er abwechselnd in die Arme fällt und zu Füßen stolpert. Die Gegenwart ist seine Ehefrau; was sie thut, ist ihm nicht recht, er hat ewig mit ihr zu zanken. Die Zukunft ist seine Geliebte; er hofft das Höchste von ihr, er sehnt sich nach ihr, er kann ihre Ankunft kaum erwarten. Die Vergangenheit ist seine verstorbene erste Frau, an die er immer denkt, und wenn er mit der Gegenwart zankt, sagt er sogleich: „Ach, Du lieber Himmel, wenn ich an meine Gottselige denk'! Die war anders!" Aber es ist nicht wahr. m. f. H. u. H. Wie erschrecken würde mancher Mann, wenn seine Gottselige einmal als Geist auf Gastrollen zurückkäme! Wie gerne würde dann der gescheidteste Mann die Gegenwart des Geistes verlieren. Eben so

würde der Mensch zum Tode erschrecken, wenn die von ihm gepriesene Vergangenheit ihm zurückkäme! Und so stolpert und stürzt der Mensch von einem Irrthum in den andern.

Wenn aber ein Mensch einmal in einen Irrthum gefallen ist, so geht er nicht so bald von dem Gedanken ab, an dem er sich geirrt hat; so ist der Mensch, wenn er stolpert, sieht er sich den Platz noch lange an, auf dem er gestolpert ist! Aber irren ist menschlich, stolpern ist menschlich; stolpern ist gar nichts als ein Irrthum der Füße und ein Irren ist nichts als ein Stolpern der Gedanken. Wer in Gedanken geht, der stolpert, darum ist für Menschen, die viel Gedanken haben, gut, wenn sie — sitzen.

Sitzen ist nichts als ein Präservativ gegen das Stolpern. Jeder Mensch wird, gleich wie er geboren wird, zum Tode verurtheilt, gleich wie er zu reden anfängt, wird er zum Schweigen verurtheilt, am Studirtisch, am Schreibtisch, am Amtstisch, kurz, der Mensch ist ein von der Natur zum Sitzen bestimmtes Geschöpf, aber er wird zu seiner Bestimmung nicht erzogen!

Der Mensch lernt sprechen — zu was? Der Mensch lernt lesen — zu was? Der Mensch lernt schreiben — zu was? Alles lernt er, was er nicht brauchen kann, nur sitzen lernt er nicht. Er hat einen Fechtlehrer, einen Schreiblehrer, einen Reitlehrer, nur keinen Sitzlehrer, und der Mensch sitzt doch so viel im

Leben, er sitzt auf der Eselsbank, er sitzt über Büchern, er sitzt in der Wolle, er sitzt in der Tinte, er sitzt zu Gericht, er sitzt zu Rath; dem Maler muß man sitzen; ist man verliebt, so läßt Einen der Verstand sitzen; ist man witzig, so läßt uns der Witz sitzen! — Bei den Buchdruckereien sind jetzt wenig Drucker beschäftigt, aber desto mehr Setzer, und doch hält man seinen Kindern keinen Sitzmeister! Deshalb weiß der Mensch auch gar nicht, wo er seinen Sitz nehmen soll und geht so mit lauter Stolpern durch die holperige Welt!

Wenn Jemand stolpert, m. f. H. u. H., sagen die Leute: „Hier liegt ein Musikant begraben!" Das haben sich die Leute beim Trinken gemerkt; bis beim Trinken ein Musikant unten liegt, kann kein anderer Mensch zwei Schritte gehen, ohne zu stolpern! Man sagt, m. f. H. u. H., die vom Wein Betrunkenen fallen vorwärts, die vom Bier Betrunkenen fallen rückwärts. Ist das wahr, können sie mir gefälligst darüber nähere Daten mittheilen? Woher mag diese sonderbare Erscheinung kommen? Vielleicht daher: Im Weine liegt Wahrheit und mit der Wahrheit wird man immer auf's Maul gelegt! Aber im Biere — was liegt im Biere? Im Biere liegt Grobheit; und da gibt's verschiedene Gusto, Schwechater Grobheit, Liesinger Grobheit, Jedlerseer Grobheit, doppelte Grobheit, Lager-Grobheit und Märzen-Grobheit. Am theuersten ist die Plutzer-Grobheit; denn, m. f. H. u. H.,

nie sind die Leute gröber, als wenn man sie eben bei einem Plutzer erwischt; also wenn Einer vom Bier berauscht ist, fällt er auf den Rücken aus Grobheit, um zu zeigen, er schämt sich nicht einmal vor dem Himmel.

Warum stößt man mit dem Wein und nicht beim Bier an? Weil der Wein in den Kopf steigt, und das ist anstößig, aber das Bier geht in den Bauch, mit dem Bauche stößt man nirgends an.

Ich bin letzthin gefragt worden, woher der Gebrauch des „Anstoßens," des „Gläserklirrens" beim Weintrinken kömmt, und ich antwortete wie folgt:

Einst kamen bei einem Glase Wein
Die fünf Sinne zusammen im schönen Verein,
Um beim Politisiren und Kannengießen
Das Blut der Trauben zu vergießen.
Und wie sie so sitzen zur fröhlichen Stund',
Hat seinen Genuß jeglicher Sinn im Grund;
Das Sehen nimmt das Glas vor das Gesicht,
Hält's zum Licht empor und spricht:
„Wie sich der Lichtstrahl in dem Golde bricht,
Man sollte glauben, es wär ein Sonnen-Fluß!"
Und so hat das Sehen beim Wein seinen Genuß.
Darauf greift der liebe Geruch zu seinem Glase!
Führt es hin und wieder unter der Nase,
Und spricht erfreut, zu des Weines Ruhme:
„Welcher Duft! Welch' eine Blume!
Es riecht wie Moschus und wie Muscatnuß!"
Und so hat der Geruch beim Wein auch seinen Genuß!
Drauf kömmt das Schmecken, der lock're Junge,
Versucht den Wein, schnalzt mit der Zunge,

Und sagt: „Das ist süß und feurig wie ein Liebeskuß!“
Und so hat das Schmecken auch beim Wein seinen Genuß
Ein wenig später kommt das Gefühl auch herfür,
Nachdem es getrunken Gläschen drei oder vier,
Und sagt: „Nun wird mir so wohl und so laulich,
Es wird mir im Herzen so magdlich und fraulich,
Ich hege Gedanken, die gar nicht erbaulich,
Das ist so wonniglich, also: bibimus,“
Und so hat das Gefühl auch beim Wein seinen Genuß.
Nur das Gehör schaut ganz verdrießlich d'rein,
Nur das Gehör hat keinen Genuß bei dem Wein,
Darob von Zorn und Unmuth höchlich entbrannt,
Will es das Glas ihnen schlagen aus der Hand;
Jedoch wie es mit seinem Glas an die andern schlägt,
Klingt es so lieblich, so melodisch bewegt,
Daß das Gehör sich an dem Wohllaut labt und letzt,
Und versöhnt ruft er zu den andern Sinnen jetzt:
„Stoßt an, stoßt an, zum Friedensschluß!“
Und so haben alle fünf Sinne beim Wein ihren Genuß!

Man sagt: „Wer in seinem Leben keinen Rausch hat gehabt, der ist kein braver Mann!“ So ist's mit dem Weinrausch, mit dem Liebesrausch, mit dem Freiheitsrausch.

Welcher Wiener hat im Jahre 1848 nicht einen Rausch gehabt, und was sind's jetzt für brave Leute! Gar nicht zu sagen!

Aber es geht sonderbar damit! Die sich dazumal einen tüchtigen Haarbeutel getrunken haben, die haben jetzt einen langen Zopf, und die dazumal nüchtern blieben, haben jetzt einen Katzenjammer!

Was ist das ein Katzenjammer? Warum, m. f.

H. u. H., heißt der Zustand nach dem Rausch: der „Katzenjammer?“

Wann jammern die Katzen am meisten? Die Katzen und die Dichter jammern am meisten, wenn sie verliebt und hungrig sind, und die liebe Maus nicht fangen können! Aber es ist bei den Katzen nicht wie bei den Menschen. Nur wenn der Mensch einen andern Menschen lachen hört, kömmt er und fragt: „Warum lachst Du? Laß mich mitlachen!“ Aber wenn er einen andern Menschen jammern hört, jammert er nicht mit. Bei den Katzen ist's aber anders, wie eine Katze nur zu jammern anfängt, kommen alle Katzen der ganzen freien Gemeinde und jammern mit; warum? Die Katzen sind klug; sie wissen, bei der jetzigen Zeit braucht man gar Niemanden zu fragen: „Warum jammerst Du?“ sondern man soll gleich mitjammern.

Hat man jetzt auch nicht Ursache, wird man später Ursache haben. So ist's mit dem Katzenjammer nach dem Rausche; zuerst, wenn man aus der Besoffenheit erwacht, fängt die Geldkatze an zu jammern, dann kommt gleich Alles und jammert mit, der Kopf jammert, der Magen jammert, die Kehle jammert, alle Glieder jammern und alle fünf Sinne schreien: „Miau!“ und bringen dem wüsten Kopf eine Katzenmusik.

Im Weinrausche hält der Mensch den Himmel für eine Baßgeige, im Liebesrausche hält der Mensch

eine Baßgeige für den Himmel und im Freiheitsrausch will er haben, der Himmel soll nach einer Baßgeige tanzen.

Wer von Wein berauscht ist, stolpert und fällt vom Sessel, wer von Liebe berauscht ist, stolpert und fällt aus den Wolken, und wer von Freiheit berauscht ist, stolpert und fällt aus einem Extrem in's andere!

Es ist überhaupt mit dem Straucheln, Stolpern und Fallen sonderbar: — Wenn ein Ehemann strauchelt, fällt er in die Rolle der Zärtlichkeit; nie ist ein Kaufmann mit seinen Kunden und ein Mann mit seinem Weibe galanter, als wenn sie sie eben betrogen haben. Eine Ehefrau aber, wenn sie gestrauchelt, fällt sie zur Entschuldigung in Ohnmacht.

Es ist mit dem Freiheitsrausch wie mit dem Weinrausch, man mag sich noch so weiß waschen, ein Bischen roth bleibt ewig, sowie die Weintrinker, wenn sie auch später lauter weißen Wein trinken, bekommen sie doch eine rothe Nase!

Mit dem Liebesrausch ist's auch wie mit dem Weinrausch; von den alten Weinen und von alten Weibern wird man nicht berauscht, aber von den jungen. Die Männerherzen sind wahre Lerchenfelder, sie lieben am meisten die Heurigen!

Das weibliche Herz ist die Rose, die Liebe ist die Rose, die Liebe ist die Sonne dieser Rose, und die Sonne der Liebe, die beim Aufgehen das Herz roth färbt, zieht ihm beim Untergehen wieder die Farbe aus!

Was ist die Rose? Der Frühling küßte die Erde, die Erde erröthet, und das Erröthen wird zur Rose.

Was ist ein Kuß? Ein Kuß ist eine Rose, welche die Liebe in zwei Hälften theilt, sie an zwei verschiedenen Herzen austheilt und sagt: „Sucht und findet Euch zusammen.“ Wenn sich nun die zwei halben Rosen suchen und sich auf den Lippen von zwei Wesen zusammenfinden, so wird ein Kuß der Liebe daraus.

Die Frauen haben mehr Liebe, die Männer haben mehr Geliebte; das Herz der Frauen ist ein Zeughaus ohne Armee, das Herz der Männer eine Armee ohne Zeughaus!

Darum straucheln die Frauenherzen viel öfter als die Männerherzen, weil sie von so vielen Seiten angegriffen und verfolgt werden.

Der Prophet sagt: „Der Ungläubige wird geh'n im Finstern, sein Weg wird glitschig und schlüpfrig sein und ein Rache-Engel wird ihn verfolgen.“

Das hab' ich vom Propheten sonderbar gefunden. Wenn's finster ist und der Weg ist glitschig und schlüpfrig, so wird der Mensch schon von sich selbst stürzen und fallen, wozu braucht ihn noch ein Engel zu verfolgen?

Daraus hab' ich gelernt, daß die Engel auch stolpern und fallen, wenn es finster und glitschig ist, also bleibt sich's gleich, wenn für den Verfolgten und den Verfolgern gleich glitschig ist.

Aber glauben sie mir, die Engel verfolgen keinen, besonders nicht, wenn der Weg finster ist, das ist nur das Geschäft der Menschen, den der stolpert, noch zu verfolgen.

Nur die Lebensmänner verfolgen oft Frauenzimmer, wenn der Weg finster ist, aber nicht als Rache-Engel und gar nicht als Engel, sondern um ihr Herz einzuholen und auszuholen.

Die Frauen sind die Engel des Lebens und sie verfolgen die Männer am liebsten, auch wenn's finster und glitschig ist, und da stolpern die Männerherzen und fallen ihnen zu Füßen!

Aber die Männer müssen vorsichtig sein: Wenn sie in ein weibliches Herz einziehen, so müssen sie sich sicher stellen; die Weiberherzen sind wie die Wiener Hausherren, wenn man sich so ein Herz hat schön herrichten lassen, steigern sie Einen gleich oder kündigen ganz auf.

Die „Liebe" ist weiblichen Geschlechtes, der Haß ist ein Mann; es macht den Frauen Ehre, daß die Tugend in allen Sprachen weiblichen Geschlechtes ist; darum gehen die Männer mit der Tugend um, wie sie mit den Damen umgehen; sie sagen, wo Damen dabei sind, ist man genirt! Zu einem tugendhaften Mann gehören drei Dinge: Uebersättigung, Philosophie und Podagra.

Aber auch der tugendhafteste Mensch stolpert, und es heißt ja: Auch der Gerechte strauchelt, und

der Gerechte muß mehr straucheln als jeder Andere, denn der Weg Rechtens, das ist der Weg, der finster ist und glitschig; der Rechtsweg ist durch die schweren Frachtwagen ganz ausgefahren worden; die Rechtsfreunde, das sind die schweren Fuhrleute, sie führen den Proceß ganz langsam, alle Tag eine Meile, alle Stund' ein Wirthshäusel!

Nichts schadet den Menschen mehr als seine Freunde; bloß die Freunde richten Einen zu Grund; die Rechtsfreunde ruiniren das Recht, die Kunstfreunde ruiniren die Kunst, die Lichtfreunde ruiniren das Licht und die Hausfreunde ruiniren das Haus!

Aber nicht nur auf dem Wege des Rechtes, auf allen Lebenswegen werden Einem Steine in den Weg geworfen, über die man stolpern muß; aber bloß kleine Steinchen, nicht Berge und Felsen. Wenn uns Jemand einen Berg in den Weg wirft, über den stolpert man nicht. Jeder Mensch ist ein Napoleon, den Simplon übersteigt er, aber über die kleinen Meer-Steinchen und Insel-Steinchen fällt er in den Tod!

Berge! Höhen! Es geht mit den moralischen Höhen wie mit den physischen, in der physischen nehmen die Berge ab und die Gletscher nehmen zu, in der moralischen Welt nehmen die Erhabenheiten ab und die Hoheiten nehmen zu.

Berge und Höhen sind einem starken Geiste große Hindernisse, und die Hindernisse sind in der Welt, um überwunden zu werden, aber kleine Steinchen in den

Weg geworfen, die übersieht das Auge, dessen Blick nicht im Staube kriecht.

Es gibt nur ein Mittel, nicht zu stolpern, das ist: „Kriechen;" haben Sie schon einen Wurm gesehen, der gestolpert wäre?

Aber nichts in der Welt strauchelt und stolpert mehr als der Witz, und ein guter Humorist stolpert auch, geschweige ein schlechter; Sie lachen? Sie haben gut lachen, Sie sitzen hier, bevor der Humorist stolpert, der Humorist sitzt aber nachher.

Es ist ein Unterschird zwischen dem, der Witz macht, und dem, der Witz hat; der, welcher Witz macht, der nimmt sich vor, einen Witz zu machen, er denkt nach, er sitzt d'rüber, und dann macht er einen Witz, der wahrhaft Witzige, der macht zuerst den Witz und sitzt dann d'rüber.

Die Naturforscher-Versammlung in der Milchstraße,

oder:

Wie viel Doctoren gehören dazu, um eine gesunde Natur krank zu machen, — wie viel Courmacher gehören dazu, um eine starke Natur schwach zu machen, — und wie viel Thierärzte gehören dazu, um eine Roßnatur menschlich zu machen?

Ein jeder Mensch, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, hat seine eigene Natur, die Männer haben eine eigene starke Natur, die Frauen haben eine eigene schwache Natur. Das Gesetz der Natur sagt: „Die schwache Natur soll die starke Natur heiraten; dadurch erfährt die starke Natur, wie schwach sie ist, und die schwache, wie stark sie ist."

Mann und Weib ist ein Leib und eine Seele und zwei Naturen: der Mann ist der Leib und die Frau ist die Seele. Die Seele, d. h. die Frau, betrachtet jetzt die Ehe wie ein Kleid, sie läßt sich gleich zwei Leiber machen.

Naturgesetz! Gewiß hat die Natur Gesetze, aber

die Gesetze sind gemacht, um sie zu umgehen, und der Mensch umgeht die Gesetze der Natur wie die anderen Gesetze.

Es ist ein Gesetz der Natur: der Mensch, der lange lebt, wird alt; aber der Mensch umgeht dies Gesetz auch: die Menschen leben jetzt nicht lange und werden doch alt. Ich werde die Ehre haben, Ihnen hier eine Bemerkung zu machen, die Sie hoffentlich bewahrheitet finden werden. Früher sind die Menschen von außen hinein alt geworden, jetzt werden die Menschen von inwendig heraus alt; früher hat erst die Poren-Thätigkeit aufgehört, die Haut wurde runzlicht, die Muskeln verloren die Spannkraft, die fünf Sinne hat man für jenseits wie das Reisegepäck nach und nach vorausgeschickt, und dadurch wurde der innere Mensch auch nach und nach alt!

Die Natur des Leibes, d. h. des Mannes, ist: seine Seele, die Frau soll beim Leib zu Hause bleiben, die Seele sagt aber: „Beileibe nicht," und geht ihm aus.

Mann und Frau sollen für einander geschaffen sein, sind auch gewöhnlich für einander geschaffen, er für eine andere, sie für einen Anderen.

Die Frauenzimmer sind wie die Kalender. Zuerst kömmt bei ihnen die „Zeitrechnung" und die „Jahreszahl." Wenn sie mit der Zeit die Jahre zusammenrechnen, gehen immer ein paar Jahr darauf als Cassaschwankung, ein paar Jahre legen sie aus

Oekonomie beiseit und ein paar Jahr sparen sie sich lieber selbst ab und legen sie den ersten besten armen jungen Frauen zu.

Ein alter Witz sagt: die Männer hätten die Frauen gern als Kalender, nämlich alle Jahr einen neuen; aber es ist traurig, wenn ein Mann die Frau nur ein Jahr hat, kömmt's ihm schon vor, als wär' es ein hundertjähriger Kalender. Die Frauen sind noch in vielem wie Kalender. Die guten tragen alle Himmelszeichen in sich, andere feiern jeden Tag einen anderen Namenstag, und wieder andere sind curiose Heilige, das sind die — rothangestrichenen!

Man sagt: Der und der ist ein Naturmensch. Was heißt das, Natur? was ist die Natur? Wenn ich Ihnen, m. f. H. u. H., das erklären wollte, würden Sie mich so wenig verstehen, wie ich die Erklärung der Naturforscher verstanden habe. Allein da Sie jetzt eben nichts Besseres zu hören haben, so hören Sie gefälligst die Naturerklärung der Naturforscher an:

„Wenn man die nähere Betrachtung der Polarität aus den allgemeinen Verhältnissen der Polarität entwickelt, so ist es die sichtbare Natur, aus welcher sich der einzelne Mensch wieder entwickelt, und die Natur, die über die Menschen ihre Herrschaft äußert, bis sie durch Freiheit und Bewußtsein sich über sie erheben und durch Erkenntniß den Zauber lösen, der sie in dem Leben der allgemeinen Natur gefesselt hält."

Nicht wahr, jetzt wissen Sie es, sowohl was die Natur als was ein Naturmensch ist.

Ich, m. f. H. u. H., bin ein Privat-Naturforscher, und da die Natur ein Frauenzimmer ist, so habe ich in meiner Jugend die Naturwissenschaften mit Eifer betrieben, habe viele Prüfungen durchgemacht, bin nun mit erhöhtem Charakter als emeritirter Naturforscher in Ruhestand versetzt. Die Natur, m. f. H. u. H., ist ein Frauenzimmer, und zwar eine Türkin, sie geht immer verschleiert. Die Naturforscher sind wie die Europäer, die in Constantinopel einer verschleierten Türkin begegnen, sie rathen untereinander, wie wohl die Türkin aussehen mag und dann halten sie einen gründlichen Vortrag über Gesichter der Türkinnen.

Der erste Mensch, m. f. H. u. H., Adam, war der erste Naturmensch und der erste Naturforscher; Adam hat sich Abends gesund schlafen gelegt, aber er hat eine schlechte Nacht gehabt, er ist in der Nacht ohne Wissen und Willen verheiratet worden. Seitdem daß Adam eine so schlechte Nacht hatte, ist der Gebrauch entstanden, daß die Menschen sich gegenseitig Abends sagen: „Wünsch' gute Nacht."

Als Adam Eva sah, sagte er: „Das ist Fleisch von meinem Fleisch, Bein von meinem Bein." Die Schlange aber hat er zu diesem Fleisch und Bein als Zuwage bekommen.

Adam, Eva und die Schlange war der ganze

Paradieser Gemeinderath und der erste Beschluß dieses Gemeinderath's bezog sich auf den Obst- und Naschmarkt und betraf die Emancipation der Aepfel, und durch diesen Gemeinderathsbeschluß sind wir glücklich um's Paradies gekommen.

Adam, m. f. H. u. H., war nicht nur ein Naturmensch, sondern auch ein großer Naturforscher, er muß die Natur der Thierwelt sehr gut gekannt haben, denn der Himmel sagte, Adam soll allen Thieren, die ihm vorgeführt werden, ihre Namen geben, bestimmen wie sie heißen sollen. Ist es Ihnen aber, m. f. H. u. H., noch nicht aufgefallen, woher Adam im Stande war, den verschiedenen Thieren ihre richtigen Namen zu geben?

Woher hat Adam gewußt, daß das ein Ochs, das ein Esel, das ein Kameel ist u. s. w.; das beweis't eben, daß Adam ein großer Naturforscher war, denn es ist keine Kunst, eine Menschennatur zu ergründen, aber eine Viehnatur zu ergründen, das ist die Aufgabe. Adam war klug und weise, er erkannte die Thiere sogleich an ihrem Benehmen.

Ich, m. f. H. u. H., ich weiß so gut die Geschichte wie es mit Adam und den Thieren zugegangen ist, als ob ich dabei gewesen wäre.

Adam saß auf einer schönen, grünen, fetten Wiese im Paradiese und ließ die Thiere, denen er Namen geben sollte, vor sich vorbeipassiren.

Da kam ein großes, starkes, markiges Thier,

mit zwei großen Hörnern, ein Naturhornist, mit einem Nacken wie zum Joch geschaffen; dieses Thier sah frisches, grünes, saftiges, duftiges Gras vor sich, beschnüffelte es, verschmähte es aber und biß nicht in's Gras. Da dachte sich Adam, das grüne, frische und duftige Gras verschmäht dieses Thier, und später wird er froh sein, wenn er es als ausgetrocknetes, dürres Heu bekommen wird, das ist ein Ochs!

Dann kam ein großes, ungestaltetes Thier, mit einem großen Höcker auf dem Rücken, glaubte, Adam wollte ihn noch eine Last auflegen und kniete sich zum Behufe dieser Belastung von selbst noch nieder; da sprach Adam, das ist ein Kameel!

Dann kam das kleine Thierchen mit langen Ohren, das Thierchen das grau geworden ohne weise zu werden. Als dieses Thierchen an Adam vorüberkam, glotzte es Adam an und dachte in sich, das soll also der geistreiche Mensch sein, dem der Himmel den Vorzug von Geist und von Sprache vor uns Thieren gegeben hat? Das besitze ich alles auch, und in dieser schmeichelhaften Einbildung sah es zu Adam empor und sprach: „J—a!“ Da sprach Adam sogleich, das ist ein Esel!

Sie sehen also, daß Adam ein großer Naturforscher war, aber er lebte dafür auch in der schönen und freien Natur.

Was heißt das, die freie Natur? D. h. eine Natur, welche die Wahrheit frei sagt, aber glauben

Sie mir, m. f. H. u. H., ein solcher Mensch kömmt oft aus der freien Natur in die eingesperrte Natur.

Die Wiener, m. f. H. u. H., haben die Natur, daß sie im Sommer immer in die freie Natur hinausgehen, aber sie haben die Natur, daß sie ihre Unnatur mit in den Tempel der Natur nehmen.

Baden, m. f. H. u. H., ist gewiß ein schöner, herrlicher Tempel der Natur, noch bezeichnender könnte man sagen: Baden ist die Synagoge der Natur.

Die Badner Natur ist herrlich; wenn die Badner Natur erwacht, kömmt die Wiener Natur heraus und macht die Badner Natur wieder schläfrig.

Der Wiener kömmt nach Baden und begehrt gleich ein Naturschnitzel. Die Wienerinnen leben gerne am Busen der Natur, einsam mit einer Militärbande und schweißtreibenden Reunions, sie singen mit dem Dichter:

O süße, heilige Natur,
Laß mich polken auf deiner Spur.

Nirgends bekömmt man die Natur so aus der ersten Hand wie in Baden, man spritzt nicht auf, damit die Natur nicht naß wird; kein Fenster ist gut zu verschließen, damit die Natur bei Nacht gut aus- und einsteigen kann; man läßt bei Nacht finster, um die Natur nicht zu beleidigen.

Als der Himmel sprach; „Es werde Licht!“

waren die Badner gerade in Weikersdorf, die Weikersdorfer im Dörfl und die Dörfler in Gutenbrunn.

Ueber die Natur des Lichtes sind die Naturforscher auch noch nicht einig, das Naturlicht ist ihnen noch nicht aufgegangen.

Der Himmel hat zur Erde herab erlassen: „Es werde Licht," und was hat die Erde bekommen? Kerzen, Millikerzen, Apollokerzen, Stearinkerzen, Alles, nur kein Licht; da sieht man, was aus dem besten Befehl wird, wenn er unten anlangt.

Eben so wenig als die Naturforscher die Natur des Lichtes erforscht haben, eben so wenig haben sie die Natur der Frauen erforscht, denn die Frauen sind wie das Licht, sie erwärmen und erleuchten; die Männer aber behandeln die Frauen nicht wie ein Licht, sondern wie eine Kerze, ihre ganze Zärtlichkeit besteht darin, daß sie sie fleißig putzen. So ist auch die Liebe in dem Herzen der Männer nur eine Kerze; je heller sie brennt, desto eher geht sie zu Ende: aber die Liebe in den Herzen der Frauen ist ein Himmelslicht, ein Stern, der schöne Stern, der mit seiner Sonne untergeht und mit ihr wieder aufgeht.

Der Mann liebt aus Sinnlichkeit und ist eifersüchtig aus Selbstsucht.

Der Mann, wenn er glücklich liebt, jagt er sich eine Bouteille Champagner durch die Gurgel, und wenn er unglücklich liebt, eine Kugel durch den Kopf;

die Frau hat für die glückliche Liebe eine Thräne, und für die unglückliche Liebe ein Gebet.

Man sagt, es gibt keine Märtyrer mehr, das ist wahr, allein, es gibt leider noch Märtyrinnen! Ach, m. f. H. u. H., wenn wir sie nur alle kennten die Märtyrinnen im Kalender der Ehe! Wenn wir sie nur alle kennten die Dulderinnen, deren Herz hinter dem einsamen, eingedruckten Brustgitter die Dornenkrone tief eingedruckt hat; wenn wir sie nur alle kennten die verhüllten, eingemauerten Opfer der Lieblosigkeit, der Härte, der Rohheit u. s. w., wie sie still und heimlich aus allen fünf Wunden ihrer Sinne bluten, wie für sie jeder Tag ein neuer Grabgang ist, wenn wir den Schmerz hörten, der desto lauter schreit, je stiller er ist, wenn wir das Weh vernähmen, welches desto höher steigt, aus je tieferer Tiefe es kommt, dann, dann, m. f. H. u. H., würden wir in vielen glänzenden Boudoirs eine solche Märtyrercapelle erblicken, und dann würden wir vor so mancher Frau niederknien und sie verehren als Dulderin, als Heilige!

Eben so wenig als die Naturforscher noch die Natur erforscht haben, eben so wenig haben die Kunstforscher noch die Kunst erforscht.

Im Sommer sucht man den Naturtempel, im Winter sucht man den Kunsttempel!

In unseren jetzigen Kunsttempeln, m. f. H. u.

H., haben die Tempelherren leider die Kunst und die Natur zum Tempel hinausgejagt.

Die Menschen haben curiose Begriffe von Natur und von Natürlich. Wenn ein Taschenspieler einem Publicum, welches wenigstens aus 3000 geistreichen und 25 mittelmäßigen Capacitäten besteht, zumuthet, es soll glauben, er läßt aus einer blechernen Büchse mit Reis einen Pomeranzenbaum mit Repetiruhren wachsen, das nennen sie natürliche Magie.

Wenn Jemand vom dritten Stock herabfällt, den Hals bricht und todt bleibt, das nennen sie einen unnatürlichen Tod; wenn aber Jemand den Schnupfen hat, sechs Aerzte holen läßt und stirbt, das nennen sie einen natürlichen Tod.

Die Doctoren forschen auch nach der Natur der Krankheit, und wenn der Patient trotz der Doctoren genesen soll, so muß die Krankheit die gesunde Natur haben.

Der Staat, m. f. H. u. H., ist viel zu wenig dankbar gegen die Aerzte. Die Aerzte bilden die tugendhaftesten Staatsbürger; denn was ist die erste Bürgerpflicht? Ruhe! Wo ist die höchste Ruhe? im Grabe! Folglich bilden die Doctoren ruhige Bürger, und das Sprichwort müßte eigentlich heißen: „Medicin nehmen ist die erste Bürgerpflicht.“

Der Gesundsieitszustand in ganz Europa ist heuer so vortrefflich und die Sterbefälle sind so wenig, wie selten; die Naturforscher wissen sich das nicht

zu erklären, ich aber weiß, warum heuer so wenig Leute sterben: weil im vorigen Jahre so viele Aerzte gestorben sind.

Ueber drei Dinge machen sich die humoristischen und satyrischen Schriftsteller am meisten lustig, und gerade diese können keinen Augenblick ohne jene drei sein; sie kränkeln immer, haben das ganze Jahr Processe und sind bis in's hohe Alter höchst verliebt.

Die witzigen Schriftsteller halten sich beständig an Aerzte, Advocaten und Frauen, und das ist natürlich, durch diese Drei wird der Mensch am meisten gewitzigt!

Aerzte, Advocaten und Frauen hängen in der Menschennatur folgender Weise zusammen: Wer einen Proceß beginnt, darf mit keinem Arzt umgehen, denn bis ein Proceß zu Ende ist, muß der Mensch lang leben.

Verkehrt aber, wer mit einem Doctor anfängt, der muß gleich den Advocaten dazurufen, denn er muß alle Augenblick erwarten, zu Gericht gerufen zu werden, nicht zum Landgericht, aber zum jüngsten Gericht.

Wer aber mit Frauen anfängt, muß drei Aerzte und vier Advocaten haben. Drei Aerzte: „Im Fall wenn sie ihn erhört, einen Ohrendoctor; im Fall als nichts herausschaut, einen Augendoctor, und im Falle er an ihre Treue glaubt, den Narren-Doctor."

Dann muß er vier Advocaten haben: 1. Einen

Advocaten im eigentlichen Sinn für die mündliche Auseinandersetzung, 2. einen Advocaten im bürgerlichen Sinn, d. h. einen Fürsprecher, denn wo er für spricht, spricht sie wider, 3. einen Rechtsbeistand, der ihm beisteht bei der Klage, „da bin ich an die Rechte gekommen," 4. einen Procurator, der dem Hausfreund die Procura verleiht.

Die Natur der Frauenzimmer, m. f. H. u. H., ist wie die Natur der Theaterpersonen, so lange sie ein Engagement suchen, spielen sie die Komödie vortrefflich, wie sie aber ein lebenslängliches Engagement bekommen haben, kümmern sie sich um das Haus, wo sie engagirt sind gar nicht, und denken an nichts als an Gastrollen.

Die Natur der Liebe und der Ehe ist ganz natürlich; in der Liebe sagt man, wie wenig brauchen zwei Herzen, die sich genug sind, in der Ehe aber sind sich die zwei Herzen nicht genug, darum ist der Gebrauch in der Ehe jetzt so stark.

Man sagt: „Der und der hat eine gesunde Natur, aber die Natur, m. f. H. u. H., ist immer gesund, der Mensch nur macht sie krank. Vier Sachen machen, dem Laufe der Natur nach, dem Menschen viel zu schaffen, und belästigen ihn außerordentlich; zwei in seiner Jugend, und zwei in seinem Alter In der Jugend machen dem Menschen zwei Sachen viel zu schaffen, ein gutes Herz und ein schlechter Magen, und in hohem Alter machen dem Menschen

auch zwei Sachen viel zu schaffen, ein junges Weib und ein alter Husten.

Jeder Mensch, m. f. H. u. H., muß endlich die Schuld der Natur bezahlen, d. h. er muß sterben; ist der Mensch ein guter Zahler, so kommt er endlich von selbst und bezahlt, ist er ein schlechter Zahler, muß die Natur alle Augenblicke den Doctor schicken, die Schuld eintreiben.

Das ganze menschliche Leben ist also nichts als ein 70jähriger Schuldenarrest. Mann und Weib sind zwei Personen, die zusammen in einem Schuldenarrest sitzen, und sie sind so zärtlich, daß sie bemüht sind, sich gegenseitig den Arrest abzukürzen. Wenn der Mann die Schuld früher bezahlt hat, so zeigt die Witwe an: „Zeige hiermit Freunden und Bekannten an, daß mein Mann seine Schuld bezahlt hat, und daß im Schuldenarrest nun ein Platz frei zu verlassen ist."

Unter den vielen eigenthümlichen Naturproducten gibt es auch Naturdichter und Natursänger. Was heißt ein Naturdichter? Der nichts gelernt hat und so singt wie es die Natur haben will; darum ist jetzt die ganze Natur voller Dichter, sie haben nichts gelernt.

Wenn man aber bloß so dichten wollte, wie es die Natur haben will, so würde blutwenig gedichtet werden, denn ich zweifle sehr, ob die Natur auf das Dichten stark versessen ist.

Die Dichter und die Natur haben sich gegenseitig nichts vorzuwerfen, die Natur hat den Dichtern sehr wenig zu verdanken und die Dichter haben der Natur gar nichts zu verdanken.

Was ist der Unterschied zwischen einem Natur- und einem wirklichen Dichter? Der Naturdichter besitzt ein Dichterleben ohne Kunstmittel, der wirkliche Dichter besitzt ein Kunsttalent ohne Lebensmittel.

Die Naturforscher, m. f. H. u. H., sind jetzt sehr verlegen, sie erwarten eine Naturerscheinung, die nicht erscheint, den berühmten Cometen, der alle 300 Jahre erscheint und nachschaut, ob die Welt noch so dumm ist. Die Astronomen, diese Himmelsnaturforscher, haben diesen Cometen für 1856 bestimmt auf's Repertoir gesetzt; sie haben schon Quartier für ihn bestellt, haben seine Bahn schon tracirt, haben Tunnels und Viaducts angelegt, aber er kömmt nicht. Er muß sich auf der Bahn verspätet haben. Wenn man bedenkt, wieviel Stationen die Eisenbahn von Wien nach Baden hat, kann man sich denken, wievielmal der Comet vom Sirius bis zur Erde anhalten muß, und natürlich verspätet er sich um ein paar Jahre. Aber die Sache ist wahrscheinlich diese: Die Bahn dieses Cometen wird wahrscheinlich auf Actien gebaut; es wird eine Central-Cometenbahn parallel mit der Pardubitz-Reichenberger Bahn, die Actien werden stark gesucht, die Milchstraße steht schon drei Monate voll Sterne, die sich einzeich-

nen sollen, die Abendbörse im Abendstern kauft schon mit 12 3/8.

Mars, Jupiter und Mercur sitzen im Verwaltungsrath, das sternhagelvolle Publicum bekommt keine Actien, nur die himmlischen Redacteurs werden betheiligt, der Fuhrmann, der Rabe, der große Bär, der kleine Bär, der große und der kleine Hund; und wenn sie keine Actien bekommen, so bellen sie so lang bis alle Sterne rebellisch werden und sie noch ein paar hundert Stück Cometen-Bahn-Actien bekommen.

Es gibt jetzt, m. f. H. u. H., nur einen Naturtrieb: „Actien" und nur eiuen Naturinstinct: „Börsenspiel."

Der jetzige Zeitgeist ist eine große Centralbahn von der crassesten Geldgier zu der herzlosesten Gewinnsucht. Die Zwischenstationen heißen: Engherzigkeit, Materialismus, Habgier, Besitzsucht, Cynismus, und Egoismus. Auf der ganzen Bahn sammelt Einer Kohlen auf das Haupt des Andern und auf der ganzen Börse sucht Einer den Andern nur fleißig zu bremsen.

Bahnunternehmungen sind sind jetzt die einzigen Bande der Natur, Fallen oder Steigen die einzigen Gesetze der Natur und der Cours der einzige Naturalglaube.

Der Mensch kennt jetzt nur drei Kräfte aus dem Reiche der Natur: aus dem Thierreich die

„Pferdekraft,“ aus dem Mineralreich das „Steinreich“ und aus dem Pflanzenreich nur die „Börsenblätter.“

Die Börse ist jetzt ein wahres Naturalienkabinet; im Himmel und auf der Börse sind alle Menschen gleich, Reich und Arm, Adel und Bürger, Dumm und Gelehrt, Hofmeister und Hausmeister. Mit Recht steht jetzt die Wiener Börse auf der Stelle des Zeughauses, es gibt jetzt nur eine Waffe: das Geld, die Papiere, die Actien.

Auf der Börse ist täglich Schlacht; die Börsianer, die sich gegenseitig auf die Füße treten, sind die Infanterie, die sich gegenseitig hineinreiten, die Cavallerie, und die mit dem schweren Geschütz kommen, mit 100 Stück, 500 Stück bilden die Artillerie und hintennach kömmt die Bagage.

Aber bei der Börsenschlacht geht es umgekehrt wie bei der wirklichen Schlacht; bei der Börsenschlacht steht der fest, der auf dem Platze bleibt, und der davon läuft, ist begraben. Es vergeht keine Börsenschlacht, wo nicht wenigstens ein Todter ist, auf dem Papier.

Sonderbar, manchmal feiert so ein Todter seine Auferstehung und begräbt die, die ihn begraben haben.

Wer aber jetzt von der Börse davonläuft, der hat gut' Spiel, der ist gleich in der Renngasse.

Die Börse hat jetzt viel Einfluß auf die Natur

und auf den Naturgenuß und auf die Natur der Frauen in der Natur.

Die Abendbörse ist Ursache, daß die Männer erst ganz spät zu ihren Frauen auf's Land gehen.

Während in der Stadt der Mann in die Contremine geht und schließt ab auf Zeit u. s. w., geht die Frau auf dem Lande in die Liebhaberei und nimmt in die Kost „Mit noch." Und so während der Mann in der Stadt speculirt, speculirt die Frau auf dem Lande und verspeculirt so Manches; denn Folgendes, m. f. H. u. H., ist ein unerschütterliches Naturgesetz: „Wer schweigt, verschweigt, wer säumt, versäumt, wer zweifelt, verzweifelt, wer spielt, verspielt, wer schläft, verschläft, wer sucht, versucht, wer trinkt, vertrinkt, und wer speculirt, verspeculirt."

Erst nachdem der Mensch das Portefeuille des Aeußern der Natur auslieferte, lieferte er das Portefeuille des Innern ab. Jetzt wird der Mensch von innen heraus alt; schon früh verliert der Geist die Spannkraft, das Herz wird runzlicht; Liebe, Schwärmerei, Gemüth, Begeisterung für das Schöne und Ideale, chevalereske und verklärende Achtung für die Frauen, alle diese edlen Specereien und Balsame, die den innern Menschen nicht verwesen lassen, verflüchtigen sich frühzeitig im Menschen, er wird inwendig alt und bekömmt Falten und Runzeln, und der äußere Mensch ist die arme Haut, die alt werden muß, wie es ihr der innere Mensch gebietet.

Ein zweites Naturgesetz ist: alle Körper ziehen sich gegenseitig sympathetisch an; jetzt ist es verkehrt, alle Körper ziehen sich gegenseitig aus. Die drei Kräfte der Sympathie sind folgende drei Kräfte: zuerst die Anziehungskraft, dann die Ausziehungskraft und dann die Abziehungskraft. Das ist der Lauf der Natur. Aber die Natur ist schon lange mit den Menschen zusammengelaufen, daß sie anfängt zu kränkeln, wie die Menschheit selbst. Die Kinder der Natur haben alle Kinderkrankheiten; die Kartoffeln haben die „Fleck,“ der Weinstock hat die „Masern,“ die Maulbeerbäume „Röthel,“ und sogar das Heu geräth so wenig wie die Kinder; dafür aber haben viele Menschen die Krankheiten der Natur. Manche Menschen haben an der Nase die Traubenkrankheit, die Kartoffelflecke im Herzen und den Heu-Mißwachs im Gehirn. Die Schriftsteller haben die Leserdürre die Verliebten den Raupenfraß.

Die Natur, m. f. H u. H., hat auch einen wohlthätigen Einfluß auf Akademien und humoristische Vorlesungen; denn das erste Gesetz der Natur ist: der Mensch soll um zwei Uhr Logen und Sperrsitze verlassen und an sein Backhendel hangen.

Aber um zwei Uhr noch eine humoristische Vorlesung hören, ist gegen alle Natur.

Der große Arzt Hufeland sagt in seiner „Kunst das menschliche Leben zu verlängern“: „Was kann natürlicher sein als daß der Mensch ißt, wenn er

hungrig ist." Essen ist also ein Mittel das Leben zu verlängern, ich glaube aber, meine humoristische Vorlesung ist so gut wie das „Essen," denn sie verlängert auch die Zeit, also das menschliche Leben.

Wahrscheinlich, m. f. H. u. H., ziehen Sie die gekochte und gebratene Lebensverlängerung dieser rohen Lebensverlängerung vor, und so steh' ich mit Ihrer gütigen Erlaubniß von meinem Tische auf, damit Sie sich zu Ihrem Tisch setzen können.

Allerneueste Lebensmittel eines Schriftstellers,

oder:

Licitation meines Nachlasses bei lebendigem Leibe.

Ich licitire hiemit freiwillig meinen poetischen und prosaischen Nachlaß bei annoch lebendigem Leibe, und zwar zu Gunsten meiner dringendsten Gläubiger:

Herrn Magen
und
Frau Leber

die mir 50 Jahre lang „Hunger" und „Durst" auf mein schönes Gesicht und auf mein häßliches Talent vorgeschossen haben.

Vor Allem biete ich an den Mindestbietenden feil:

1. Mein zukünftiges Monument sammt Grabschrift und Leichenreden.

Daß ich nach meinem Tode ein Monument bekommen werde, weiß ich sicher und gewiß, da Goethe und Lanner auch eines bekommen haben. Die Leser sehen, daß ich in eben solchem Maße bescheiden als unbescheiden sein kann.

Ich kann zwar noch nicht bestimmen, wo dieses Monument stehen wird, da ich noch nicht bestimmt weiß, wo ich gestorben worden bin; allein die Localität thut nichts zur Sache, ein Monument ist ein Monument, der Ort ist Nebensache; so viel ist gewiß, daß es auf Sand gebaut sein wird, und zwar auf Streusand, zum Andenken, daß ich so viel auf Sand gebaut, auch so Manchem Sand in die Augen gestreut habe.

Das Monument wird sich 200 Fuß über die Literaturfläche und einen Münzfuß über die Vorurtheile des Jahrhunderts erheben; oben prangt die „Göttin der deutschen Anerkennung," und zwar als Büste, weil sie weder Hand noch Fuß hat. Der Grabstein selbst besteht aus mehreren Steinen, die verschiedenen Theater-Directoren bei der Nachricht meines Todes vom Herzen gefallen sind. Voran befindet sich mein Bildniß mit dem Gesichte, welches ich machte, als ich zum ersten Male mein Gesicht sah. Um das Medaillon mit meinem Bildnisse befinden sich en bas relief Embleme der deutschen Literatur, z. B. eine Wurst, die in ihrer eigenen Haut erstickt und an beiden Seiten gebnnden ist; eine neue Leier, die gerade so aussieht, wie die alte Leier; das Schild eines vaterländischen Schriftstellers mit einer leeren Sparcasse, und eine Aussicht im weiten Felde, im Hintergrunde ein leerer Raum, und im Grunde nichts dahinter.

Am Piedestal des Monumentes liegen auf der Nase mehrere Vorleser: humanistische, concertistische, artistische, montanistische, mystische, humoristische, aphoristische, ein jeder aus einem Halbpfund carrarischem Käse gehauen, in Lebensgröße.

Dieses Monument, welches im Grunde gar nicht zu schätzen ist, ist mir von meinen Mäcenen, die sich, wenn ich gestorben bin, meiner lebendig annehmen werden, zum Nutz- und Nießgebrauch jetzt schon zu veräußern anheimgestellt worden.

Die Feilbietung findet im Ganzen oder in Bruchstücken am ersten Mai, zwischen den olympischen Laufer-Spielen im Prater, statt; wer in der Feilbietung feiler bietet, dem wird's anheim kommen! — Nächstdem wird licitirt:

2. Die literarische Anerkennung nach meinem Tode.

In mehreren Lieferungen. In Partien oder auch einzelweise. Der Anschlag ist, wie folgt:

	fl.	kr.
„Er war ein Genie" 2c.	—	36
„Sein Genius erhob sich weit über" u. s. w.	—	48
„Er, der die der Menschheit geweihten Stunden" u. s. w.	1	41
„Von Allen gekannt, von Vielen verkannt, von Wenigen erkannt"	2	16
„Sein Name wird in der Geschichte fortleben"	3	—

	fl.	kr.
„Die deutsche Muse trauert" . . . . . (Da die deutsche Muse so oft, und so viel, und so tief trauert, wird diese Phrase um einen $1/2$ Kreuzer hintangegeben.)	—	$1/2$
„Er hat viele Thränen getrocknet, doch wurden mehr noch über ihn geweint" u. s. w., u. s. w.	4	15

Zeit und Ort ist vor der Hand noch ein Geheimniß; ich werde sie aber zur gehörigen Zeit am rechten Orte anzeigen.

Sitzung der Ehe- und Liebes-Commission.

Personen:

Vorsitzerin und Obfrau der vereinigten Secaturen	Fräul. Fensl.
Referent der Liebes-Secatur	Herr Treumann.
Referent der Ehe-Secatur	Herr Findeisen.
Referent der unentdeckten Rathschlüsse	* * *
Referent der schweigenden Redekunst	* * *

(Obfrau mit allen Referenten treten auf.)

Obfrau.

Meine Herren, wir kommen heute zum 68. Mal
Zusammen, um das Wohl der Lieb' und Ehe zu deli-
beriren,
Anträge und Einläufe, sonder Maß und Zahl
Erwarten sehnsuchtsvoll das liebe Referiren.
Allein, Gottlob, mein weiser Eh'- und Liebesrath,
Wir haben zum Wohl der Sache in der That,
Bis jetzt uns blos berathen, aber nichts beschlossen!
Wie viel Gutes hätten seit vielen Jahren nicht
Vereine und Commissionen gewirkt, wenn sie unver-
drossen
Sich blos befaßt hätten mit Berathen und Bericht,
Und hätten niemals etwas wirklich noch beschlossen.

So wollen wir auch berathen, blos das Wohl und Wehe
Der beiden freien Gemeinden: „Liebe“ und „Ehe.“

Treumann:

Hochgeschätzter Herr Obfrau und sehr weise Commission!
Ich meine drum, insoferne, obschon,
Demnach in Bezug auf Etcetera und so fort,
Nehme ich die Freiheit mir, — d. h. das Wort,
In Punkto Lieb' und Ehe sind „Einläufe“ da; —
Wissen Sie, warum sie „Einläufe“ heißen? Nein
oder ja?
Wenn Vorschlag und Gesuch bringt in Rath der
Verfasser,
So läuft Vieles davon ein, wie Tuch im Wasser,
Darum heißens Einläufe, man hat Beispiele davon,
zur Frist
Trifft sich's, daß das ganze Stück eingelaufen ist.

Findeisen.

Ja, so haben wir noch zwei Dinge: „Eingabe“ und
„Gesuch“;
Warum? das sagte niemals mir ein Buch;
Mit der Eingabe ist's im Jus von der Medicin verkehrt.
In der Medicin gibt der Gesunde dem Kranken ein,
wie sich's gehört,
Im Jus aber gibt der Kranke dem Doctor ein,
Der verschluckt das Recept, das uns gesund soll sein!

Mit dem „Gesuch" da ist's noch ein anderer Fluch,
Die Bittschrift wird verlegt und nach Jahren erst
wird darum ein Gesuch.

(Nr. 3. Referent steht auf, macht eine Bejahung und setzt sich nieder.

Findeisen.

O, weise bemerkt! und wird in Erwägung gezogen,
Nun beginn' ich mein Referat: Hier auf diesem Stempelbogen,
Bittet eine Wittib, deren tapfrer Mann
Ist gefallen als ein biederer Veteran
In die Arme einer freien Amazon',
Um die Ertheilung einer witwenlänglichen Pension.

(Nr. 4. Referent steht auf, schlägt die Hände zusammen und setzt sich wieder nieder.)

Obfrau.

Der Casus ist bedenklich, was denkt mein würdiger Genoß?
Tempora mutantur, oui! et nos!
Mutiren unsere Stimmen schon? Was ist Ihre Meinung?

(Nr. 3 und 4 erheben sich, der Eine schüttelt, der Andere neigt das Haupt.)

Treumann.

Das ist Bejahung und das ist Verneinung,
Ja, so denk' ich auch! Was ist zu thun bei dieser Zeit?

Obfrau.

Ego vero censeo, verschieben wir die Angelegenheit.

Treumann.

Hier, Gesuch der Liebe: Weil die Treue auf den Hund
gekommen,
So bittet sie, den Liebenden zu Nutz und Frommen,
Die Hundesteuer ja nicht zu begründen,
Sonst werde die Treue bald ganz verschwinden.

Obfrau.

Was meint die hochverehrte Commission,
Ich glaub' wir hörten diesen Antrag oftmal schon.

Findeisen.

Meine Herrn, die Hunde muß man protegiren,
Sie können aufwarten, sie können apportiren,
Wenn Sie die Hund' ausrotten, laufen Sie Gefahr,
Die Menschen verlernen das Schnüffeln ganz und gar.

Obfrau.

Senatus consultum, in Rücksicht auf die Treu',
Bleiben die Hunde jetzt noch steuerfrei.

Treumann.

Um aber die Menschen vor den Gefahren
Des tollen Hundebisses zu bewahren,
Wird jeder Mensch, der sich beißen läßt zumalen,
Sogleich fünfundzwanzig Gulden Straf' bezahlen.
(Nr. 4 und 5 neigen das Haupt)

Findeisen.

Hier Nr. 6765: Vorschlag von einem Mann und
seiner Frau,
Zu einem neuen soliden Brückenbau

Ueber den Strom der Zeit, der, ohne Gewissen,
Die Liebe und die Zärtlichkeit hat weggerissen.
So daß von der Ehebrücken annoch,
Nichts stehen geblieben als ein einz'ges — Joch!

Obfrau.

Me Hercle! Wie Ist's gekommen, daß die alte Brücke
Der Strom der Zeit hat zerrissen in Tücke?

Treumann.

O, die Brücke war klug gebaut, als das Wasser hereinbrach,
Stemmte sie sich nicht lang', der Kluge gibt nach.

Obfrau.

Und welch' ein neuer Plan liegt vor,
Zur Ehebrücke, die fester denn zuvor?

Findeisen.

Der Plan ist einfach und ist grundgescheidt,
Zuerst spricht man vernünftig mit dem Strom der Zeit,
Daß er gar nicht strömen soll acht oder sieben Jahr.
Bis die Brückenplän' fertig sind fürwahr;
Dann nimmt man zum Brückenbau expreß,
Ein Material, das ewig dauert, z. B. „n'Proceß!"
Dann stellt an beiden Ufern man Advocaten hin,
Die das Material hinüber und herüberziehn.

Treumann.

Valde bene! Und zu Brückenpfeilern, das ist das allerbest',

Nimmt man Sina und Rothschild, die stehen fest,
Und zu den Brückenbögen werden die großen Bogen
Der „Berliner Kreuz-Zeitung" über den Strom gezogen,
Denn die stemmt sich auf allen Wegen,
Am hartnäckigsten dem Strom der Zeit entgegen!

Findeisen.

Und wenn man wissen will, wie hoch das Wasser steigen
kann,
Lege in das Flußbett einen Wiener Hausherrn man,
Denn höher als der steigt kein Wasser dann!

Obfrau.

Und wenn die Brücke gebaut schon steht am Ort,
Und bei der Ueberschwemmung sie stürzt dennoch ein
sofort?

(Nr 4 und 5 zucken die Achsel.)

Treumann.

Dann werden Alle, die den Antrag unterstützt, beim
Sitzen
Hingestellt, um auch die Brücke zu unterstützen.

Obfrau.

Angenommen und gegeben so zu Protokoll.
Jetzt sagt, was noch berathen werden soll?

(Nr. 4 und 5 schütteln den Kopf.)

Findeisen.

Hier sind einige Einläufe: Die Pantoffelmänner über-
haupt,
Wünschen, es sei ihnen eine eig'ne Innung erlaubt.

Treumann.

Das geht nicht, das ist gegen das Gewerbewesen,
Sie sind stets ein Theil der Simandelzunft gewesen.

Findeisen.

Eine Frau schildert den gänzlichen Ruin und Verfall
Der Hauptstraße zum Herzen des Herrn Gemahl,
Und bittet demüthigst zu den Sternen,
Um neue Anschotterung, Trottoir und Gaslaternen!

Obfrau.

Der Antrag ist gerecht, wie man zu sagen pflegt,
Also meine Herren, wird er vor der Hand — ad acta gelegt.
Und die Trottoirs im Männerherzen — das geht nicht so geschwind,
Weil die meisten Herzen dazu viel zu enge sind!

Treumann.

Und wegen der Beleuchtung? Da ist erst abzuwarten, was wird geschehen, —
Zuerst muß ganz finster sein, dann — wollen wir schon sehen!

Findeisen.

Hier Nr. 6796: Gesuch der Hausfreunde zu ihrer Bequemlichkeit
Die Haussperre zu verlängern auf spätere Zeit.

Treumann.

In der Stadt, da geht's noch an, aberst alleine
In der Vorstadt, da sperren sie schon um neune!

Obfrau.

Kann nicht sein, die Hausfreunde geben jetzt keine Ruh',
Sie verkennen ganz ihren eigenen Lebenslauf,
Die Hausmeister sperren das Thor nicht zu zeitlich zu,
Der Mann sperrt Maul und Aug' zu spät erst auf.

Treumann.

Nr. 7777. Die Strohwitwen alle wohlgemuth,
Bitten um Errichtung von einem Ersatzmanns-Institut!

Findeisen.

Genehmigt, und wir selber werden gleich morgen,
Den Vollzug der Sache selber besorgen.

Treumann.

Nr. 9596. Die „brennende Liebe" bittet zu bedenken einmal,
Die große Theuerung vom Brennmaterial!

Obfrau.

Quosque tandem Catilina abutere?
Daran laboriren wir schon lange, auf Ehre,
Wahrhaftig, das ist ein bitterböser Kampf,
Die Lieb' und die Eisenbahn verschlingen alles Holz und allen Dampf!

Findeisen.

Drum hora est jam das Uebel zu curiren,
Wir werden nun auch den Platz im Herzen licitiren,
Auf dem das Brennholz wird aufgehäuft,
Dadurch wird's zwar noch theurer, wie Jeder begreift,

Allein, das ist Homöopathie, die helfen muß,
Wir nennen das im Dialect: „Similia similibus!"
(Nr. 4 und 5 nehmen die Uhren heraus und machen Zeichen der Ungeduld.)

Treumann.

Es scheint, daß die Herren Referenten schon lauschen.
Den Rathstisch mit dem Mittagstisch zu vertauschen.
(Nr. 4 und 5 schütteln das Haupt.)

Findeisen.

Sie sind angegriffen! Was sie aber auch leisten;
Ich sag's immer, die Kopfarbeit ermüdet am meisten!

Treumann.

Es ist ein wahres Glück für uns, daß zu dieser Frist,
Eine solche Sitzung nicht mehr öffentlich ist.

Findeisen (zu Nr 4 und 5).

Sonst hätten wir morgen gedruckt und gestochen
Alles zu lesen, was Sie heute gesprochen.
(Nr. 4 und 5 zucken die Achsel.)

Obfrau.

Also Commission und Sitzung sind zu Ende schon?

Treumann.

Und fürwahr, das war eine saubere Commission!

Obfrau, Treumann und Findeisen (zum Publicum)

Verehrteste! Das allgemeine Wohl
Das ist besorgt und aufgehoben,
Und zu ihrem besonderen Wohl
Ist die Sitzung auch schon aufgehoben!

Ende des ersten Bandes.

Inhalt
des ersten Bandes.

Druck von Rudolf M. Rohrer in Brünn.

Druck von Rudolf M. Rohrer in Brünn.